

CHRISTIN  
CHRIST UND  
CuS  
SOZIALISTIN  
SOZIALIST

**Blätter des Bundes der  
Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten  
Deutschlands e.V.**

Einzelverkauf  
6,- DM

51. Jahrgang

Juli  
1998

**2/98**

**150 Jahre Kommunistisches  
Manifest**

Frank Deppe:

**Hat der Sozialismus noch eine Zukunft?**

Wolfgang Ruge:

**Zu den Wirkungen des  
„Kommunistischen Manifests“**

Ulrich Peter:

**Was bleibt heute?**

Maik Eisfeld:

**Kirche und Arbeiterbewegung  
– Die Jahrestagung 1998**

Arnold Pfeiffer:

**Das religionskritische Erbe  
des Religiösen Sozialismus**

Walter Moßmann:

**Gespräche mit Jurko**

## Impressum

CuS – Christin und Sozialist/ Christ und Sozialist wird herausgegeben vom Vorstand des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten (BRSD) e.V.:

Dr. Martina Ludwig, Chemnitz

Matthias Nauerth, Ellerbek

Philipp Stratmann, Tübingen

Erscheinungsweise vierteljährlich  
Bezugspreis jährlich DM 30,-  
(Ausland DM 35,-) incl. Porto

Zahlungen zu Beginn des Jahres  
bitte an den Bund der Religiösen  
Sozialistinnen und Sozialisten (BRSD),  
Postbank Dortmund  
189 389-464 (BLZ 440 100 46).

Quittungen werden auf Wunsch  
zugesandt. Förderabo DM 40,- oder  
mehr. Beiträge über DM 30,- sind als  
Spende steuerlich absetzbar.

CuS im Internet:  
<http://homepages.teuto.net/cus/>

**Redaktion:**  
Darius Dunker, Aachen  
Maik Eisfeld, Schlotheim/Thür.  
Udo Fleige, Tübingen  
Jürgen Gorenflo, Karlsruhe  
Dörte Münch, Aachen  
Matthias Nauerth, Ellerbek  
Christa Peter, Berlin  
Oliver Wildner, Hamburg

**Abonnements und Retours:**  
BRSD c/o Dr. Martina Ludwig,  
Hohensteiner Straße 12  
09117 Chemnitz  
Fon/Fax: 0371/85 77 366  
Kündigungen werden zum  
Jahresende wirksam.

**Layout:**  
Thomas Biedermann, Hamburg

**Druck:** Hephata-Werkstätten,  
Mönchengladbach

Hergestellt auf Umweltschutzpapier  
ISSN-0945-828X

## Inhaltsverzeichnis

### 150 Jahre Kommunistisches Manifest

I Frank Deppe: <b>Hat der Sozialismus noch eine Zukunft?</b>	4
II Wolfgang Ruge: <b>Zu den Wirkungen des „Kommunistischen Manifests“</b>	14
III Ulrich Peter: <b>Was bleibt heute?</b>	21
Maik Eisfeld: <b>Kirche und Arbeiterbewegung – Die Jahrestagung des BRSD 1998</b>	25
Arnold Pfeiffer: <b>Das religionskritische Erbe des Religiösen Sozialismus</b>	26
Walter Moßmann: <b>Gespräche mit Jurko</b>	39
Udo Fleige: <b>„Unser“ Volksbildungsprojekt in Nicaragua im 11. Jahr</b>	48
Mauricio Isaza-Camacho: <b>Hoch die Internationale Solidarität</b>	50
Matthias Nauerth: <b>Hoffnung auf Umstellungen: Gedanken zur Bundestags- wahl und zum Kanzlerkandidaten der SPD</b>	54
Dörte Münch: <b>Das Ringen um Eigenständigkeit und Menschlichkeit: Eine Rezension zu „Ich bin, was ich bin“ von Esther Röhr</b>	58

## Editorial

### Kommt das Gespenst um?

Um die Jahrestwende 1848/1849 brachte Karl Marx in der Rue d'Orleans (heute Rue Jean d'Ardenne) Nr. 50 im Brüsseler Stadtteil Ixelles „das Ding“ (Friedrich Engels) zu Papier, das dann im Februar 1948 in London als „Manifest der Kommunistischen Partei“ erschien. 150 Jahre Kommunistisches Manifest – das ist CuS in dieser Ausgabe einen Schwerpunkt wert. Der erste Satz des Manifestes, „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus“, hat heute für die meisten Menschen, besonders in Osteuropa, einen völlig anderen Klang als 1848; manche von unseren Leserinnen und Lesern kennen sicher die zeitgenössische Umformung: „Ein Gespenst kommt um in Europa...“.

In diesem Heft veröffentlichen wir ein Gespräch von Walter Moßmann mit Jurko, einem ukrainischen Intellektuellen. In dem Gespräch sagt Jurko zu Walter Moßmann: „Doch, ich glaube deine Geschichten. Aber das sind in meiner Sprache keine ‚linken‘ Geschichten. Du kennst doch das berühmte Gedicht von Ernst Jandl über RECHTS und LINKS und das VELWECHSERN. Weißt du, bei uns hat ‚links‘ eine völlig andere Bedeutung. ‚Links‘ ist ein Synonym für ‚konservativ‘, und wir assoziieren dazu: Stagnation, Unterdrückung, öffentliche Lüge, Sklavensprache, Korruption, Karrierismus, Terror, Massenmord...“. Im Sommer 1985 erschienen in der Zeitschrift „Solidarnosc“, die vom „Hilfskomitee Solidarnosc“ in Mainz herausgegeben wurde, „Fünf Grundsätze des Sozialismus“. Diese lauteten:

1. Denke nicht.
2. Wenn du denkst, sprich nicht.
3. Wenn du denkst und sprichst, schreibe nicht.
4. Wenn du denkst, sprichst und schreibst, unterschreibe nicht.
5. Wenn du denkst, sprichst, schreibst und unterschreibst, wundere dich nicht.

Es herrscht – mehr noch als in früheren Jahren – eine babylonische Sprachverwirrung. Schon 1976 bemerkte Helmut Gollwitzer in Bochum: „Es gibt edle Namen und Titel, die verdorben sind sowohl durch die Diffamierung der Gegenpropaganda als auch durch die Schuld der Beteiligten. Das edle Wort ‚Kommunist‘ ist auf diese Weise verdorben bei allen Nicht-Kommunisten. Ebenso ist [...] das edle Wort ‚Christ‘ verdorben bei unzähligen Menschen hier im angeblich ‚christlichen Abendland‘ wie in anderen Weltgegenden. Solche Worte verdienen es, gereinigt zu werden durch Rückführung auf das in ihnen ursprünglich Gemeinte“. Für Religiöse SozialistInnen und unseren verstorbenen Freund Helmut Gollwitzer definierte sich „Sozialismus“ durch „das Ziel einer vollen Realisierung der Menschenrechte“, als eine „Gesellschaftsveränderung zugunsten der unter dem jetzigen System zur Verelendung verurteilten Massen“ (Gollwitzer 1979 und 1982).

Begriffe wie **Kommunismus, Sozialismus, Links und Rechts** müssen (immer) wieder neu buchstabiert werden, heute mehr denn je, besonders auch im Interesse unserer jüngeren Leserinnen und Leser. Diese Ausgabe von CuS soll mit den Beiträgen von Frank Deppe, Klaus Kreppel, Walter Moßmann und Jurko, Ulrich Peter, Arnold Pfeiffer, Wolfgang Ruge einen Beitrag dazu leisten. Gleichzeitig ist dieses Heft das erste Fabrikat der neuen CuS-Redaktion. Wir möchten an dieser Stelle Christa und Ulrich Peter herzlich danken für die umfangreiche Arbeit, die sie in diese Zeitschrift in der Vergangenheit investiert haben. Was die beiden bisher für CuS zu zweit geleistet haben, ist nun an viele Personen und Orte verteilt worden. CuS tourt im Laufe des Entstehens jetzt zwischen Ost und West, Nord und Süd. Wir hoffen, daß wir dennoch den Berliner Standard werden halten können, und wo uns das noch nicht gelungen ist, bitten wir um Anregung und Kritik. Zentrale Anschrift der Redaktion bleibt bei aller Dezentralisierung das Bundessekretariat in Chemnitz – oder sollten wir zumindest in diesem Heft noch einmal sagen: in Karl-Marx-Stadt?

Eure Redaktion

## Hat der Sozialismus noch eine Zukunft?

Das Thema ist als Frage formuliert und das sei vorweg gesagt das Fragezeichen wird auch am Ende stehenbleiben. Es handelt sich also um einen Betrag zu einer offenen Debatte, die nicht mit geschichtsphilosophischen „Gewißheiten“ bzw. mit absoluten Wahrheiten aufgeladen werden soll. Gleichwohl enthält die Formulierung dieser Frage sowie die Bereitschaft, über sie zu diskutieren, schon eine politische Option; denn nach heute herrschender Meinung ist die Frage bereits entschieden: Der Sozialismus hat keine Zukunft; er ist nur noch von historischem Interesse!

Da ich Mitherausgeber einer Zeitschrift mit dem Namen „Sozialismus“ bin und da ich mich seit meinem Engagement beim Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) in den frühen 60er Jahren als Sozialist und Marxist verstehe, ist die Auseinandersetzung mit dieser Frage für mich überhaupt nicht nur von akademischem Interesse. Es geht dabei natürlich auch um biographisches Bilanzieren und um Begründungen für das Festhalten am sozialistischen Projekt in einer Zeit, in der so viele ehemalige linke Intellektuelle auf der Flucht vor ihrer eigenen Geschichte sind oder aber die Arbeit der Gesellschaftskritik mit der Propagierung des „zivilgesellschaftlichen“ Konsensus eingetauscht haben.

### Die Krise des Sozialismus

Nach 1989, nach dem Zusammenbruch des sog. „Realsozialismus“ und dem Ende der Sowjetunion aber auch nach dem Ende des Sozialismus in der Dritten Welt und der tiefen Krise des Sozialismus in den Metropolen des Kapitals (Prozesse, die schon schon lange vor 1989 begonnen haben) hat sich

als herrschende Meinung durchgesetzt: der Sozialismus ist tot! Er ist nur noch, so Joachim Fest, Stoff für Historiker. Der Marxismus kehrt nach blutigen Ausflügen in die Realität wieder ins British Museum zurück. Francis Fukuyama hat vom „Ende der Geschichte“ gesprochen. Am Ende des 20. Jahrhunderts hat der ökonomische und politische Liberalismus, d.h. Kapitalismus und Demokratie, alle Herausforderungen, die ihm im 20. Jahrhundert in Gestalt sowohl des Faschismus als auch des Sozialismus/Kommunismus entgegentraten, siegreich überstanden. Es gibt so die Botschaft keine „lebensfähigen“ oder wünschenswerten Alternativen zur kapitalistischen Marktwirtschaft (Effi-



zienz/Wohlstand) sowie zur Demokratie (Schutz der Menschenrechte, Partizipation der Bürger, politische Öffentlichkeit).

Allerdings sind solche Prognosen, die unmittelbar nach der welthistorischen Wende von 1989/90 verkündet wurden, inzwischen schon wieder einer Ernüchterung bzw. einer eher depressiven Stimmung gewichen. Ulrich Beck hat diesen Stimmungswandel mit dem Begriff der „Siegkrise“, in die der Kapitalismus seit Anfang der 90er Jahre „hingeschlittert“ oder hineingetaumelt sei, umschrieben. Joachim Hirsch formuliert diese Paradoxie so: „Mit seiner weltweiten Durchsetzung scheint der Kapitalismus alternativlos geworden zu sein. Und gleichzeitig wird immer deutlicher, daß diese Produktions- und Vergesellschaftungsweise ein globales Katastrophenprogramm beinhaltet, ökologisch, sozial und politisch. Paradoxerweise ist es gerade sein 1989 besiegelter ‚Sieg‘, der die Frage nach gesellschaftlichen Alternativen erneut und noch drängender auf die historische Tagesordnung gesetzt hat“ (1995, S. 183).

Allerdings sind sich die meisten linken Theoretiker, die sich noch nicht von der Marx'schen Kritik des Kapitalismus verabschiedet haben, weitgehend darin einig, daß uns ein alternatives gesellschaftliches und politisches Projekt in der Tradition eines sozialistischen Fortschritts- und Geschichtsoptimismus „abhanden gekommen“ oder zumindest nicht in Sicht sei. „Sozialismus oder Barbarei“ (diese Formel, die Rosa Luxemburg am Ende des Ersten Weltkrieges, inmitten der Novemberrevolution, formuliert hatte) wird heute von einigen Intellektuellen als „reale Alternative“ bezeichnet allerdings mit dem Zusatz, daß das Programm und die Ziele des Sozialismus, die Frage nach seinen Trägern (Subjekten) weitgehend offen bzw. unbeantwortet bleiben müssen.

Perry Anderson hat in seiner kritischen Auseinandersetzung mit den Thesen von Francis Fukuyama über „Das Ende der Geschichte“ sehr nüchtern von den starken

Zweifeln gesprochen, denen das sozialistische Projekt durch die Entwertung seiner Geschichte und seiner Ziele heute ausgesetzt ist. „Gleichheit, die nach dem zweiten Weltkrieg immerhin eine rhetorische Rolle im öffentlichen Leben spielte, auch wenn sie in Wirklichkeit radikal abgewehrt wurde, gilt derzeit weder als möglich noch als wünschenswert. Ja, für den gesunden Menschenverstand unserer Tage sind alle Ideen, die einstmal den Glauben an den Sozialismus ausmachten, bloß noch tote Hunde. Das Zeitalter der Massenproduktion ist von einer Nach-Fordschen Ära abgelöst worden. Die Arbeiterklasse gilt als verblässende Erinnerung an die Vergangenheit, Kollektiveigentum als Garantie für Tyrannei und Ineffizienz; substantielle Gleichheit als unvereinbar mit Freiheit oder Produktivität“ (1993, S. 143).

### Es gibt keinen Weg zurück

Fragen wir nun, welche Schlußfolgerungen aus der Krise des Sozialismus sowie ihrer geschichtlichen und strukturellen Voraussetzungen abzuleiten sind. Ich werde mich dabei auf einige Thesen beschränken, die keineswegs einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

Erstens. Es gibt keinen Weg zurück. Das heißt: eine Renaissance jener Organisations- und Politikkonzepte, die die revolutionäre Arbeiterbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beflügelten hatten ich denke dabei insbesondere an den „Leninismus“, halte ich für ausgeschlossen. Der historische Weg der „Oktoberrevolution“ des Jahres 1917 hat sich definitiv erschöpft. Das bedeutet nicht, daß dabei die historische Bedeutung der Oktoberrevolution für das 20. Jahrhundert gemindert werden soll. Die Kämpfe der Arbeiterbewegung des 20. Jahrhundert einschließlich des „realsozialistischen“ Weges haben Ansprüche und Maßstäbe gesetzt, hinter die auch in der Zukunft nur schwer zurückgegangen werden kann. Auch die

französische Revolution von 1789 hatte Maßstäbe gesetzt, die im 19. Jahrhundert keineswegs eingelöst waren.

Auch in der Zukunft werden gewerkschaftliche und politische Organisationen notwendig sein, um in der Arbeiterklasse Widerstand gegen die „Despotie des Kapitals“ im Betrieb und in der Gesellschaft zu leisten und um sozialen und politischen Druck für eine Alternative zur herrschenden neoliberalen Politik zu erzeugen. Allerdings werden diese Organisationen und Kämpfe nicht mehr als jene privilegierten Zentren und als Avantgarden gelten, die nicht nur ein theoretisches Deutungsmonopol, sondern auch einen Führungsanspruch gegenüber anderen sozialen und politischen Kräften und Bewegungen beanspruchten. Der „Block der progressiven Kräfte“ wird bunt, pluralistisch, autonom in bezug auf die Artikulation von Interessen usw. sein müssen. Es war gerade der monistische Wahrheits- und Führungsanspruch des Marxismus-Leninismus (dessen Entstehung historisch wohl erklärt werden kann), der letztlich seine etatistisch-bürokratische Verknöcherung, seine Reformunfähigkeit, damit auch sein Scheitern bestimmt hat.

Zweitens. Es gibt viele offene Fragen, an denen theoretisch und praktisch gearbeitet werden muß. Ich nenne nur einige dieser Fragen:

- War die „Staatsfixiertheit“ aller bisherigen sozialistischen „Versuche“, der revolutionären wie der reformistischen, ein wesentlicher Grund für ihr Scheitern?
- Welches waren die Gründe dafür, daß die sozialistische Ökonomie Staatseigentum plus Planwirtschaft nur in der „Aufbauphase“ effizient war und an der Modernisierung auf Basis entwickelter Produktivkräfte und „wissenschaftlich-technischer Revolution“ scheiterte? Gibt es überhaupt eine nicht-kapitalistische Gebrauchswertökonomie unter den Bedingungen eines hohen Entwicklungsstandes der Produktivkräfte? Und, was heißt eigentlich Verge-

sellschaftung? Wie kann bzw. sollte das Verhältnis zwischen Markt und Plan aussehen?

- Dann stellt sich natürlich die zentrale Frage nach dem Verhältnis von Sozialismus und Demokratie: Was heißt sozialistische Demokratie? Wie sind Vergesellschaftung, Produzentendemokratie und Formen der repräsentativen und der direkten Demokratie zusammen mit dem Schutz der Menschenrechte und der Sicherung der Rechtsstaatlichkeit miteinander zu verbinden? Wie wäre eine solche Konzeption vor dem Hintergrund entwickelter westlicher Gesellschaften zu konkretisieren? (vgl. dazu Miliband 1994)
- Schließlich bleibt die außerordentlich wichtige Frage nach der Arbeiterklasse zu stellen, der Arbeiterbewegung und ihrer Rolle in der Geschichte des Kapitalismus. Die These des jungen Marx von der „historischen Mission der Arbeiterklasse“ als des (notwendig) revolutionären Subjekts der Umwälzung des Kapitalismus bedarf einer gründlichen Überprüfung. Damit sind weitere Fragen nach dem historischen Charakter der Marx'schen Theorie selbst und nach ihren Widersprüchen verbunden. Gerade die historisch-materialistische Konzeption von Geschichte, die dem Klassenkampf und den kollektiven Klassensubjekten dieses Kampfes eine entscheidende Bedeutung zugemessen hat, bedarf einer kritischen Überprüfung. Dabei soll die Bedeutung sozialer und gewerkschaftlicher Kämpfe, überhaupt von sozialen und politischen Volks- und Massenbewegungen nicht ignoriert oder verabschiedet werden. Ohne solche sozialen Kämpfe und Bewegungen, die erst dann hegemonial werden können, wenn sie sich mit einem auch von Intellektuellen konzipierten Projekt der Veränderung, der Zukunftsgestaltung, der Emanzipation verbinden, sind überhaupt keine Veränderungen bestehender Herrschafts- und Machtverhältnisse denk-

bar. Es kommt allerdings darauf an, solche Bewegungen ihre historische Rolle zu entmystifizieren; denn diese Rolle muß immer wieder von neuem auf der „Höhe der Zeit“ begründet, entwickelt und praktisch organisiert werden.

Außerdem kommt es darauf an, sich von der Vorstellung zu verabschieden, gesellschaftliche Klassen seien kollektive Subjekte, die zugleich als soziale und politische Handlungssubjekte vermittelt über das „Klassenbewußtsein“ ihrer Mitglieder agierten. Klassenkonstellationen in der Politik bzw. politisch relevante Kräfteverhältnisse zwischen den Klassen sind stets Artikulationen komplexer „Blockbildungen“ von verschiedenen Klassenfraktionen bzw. sozialen Gruppen mit einer hegemonialen Struktur, die jeweils im einzelnen erforscht bzw. konstruiert werden muß.

Drittens. Alle Überlegungen zur Zukunft des Sozialismus haben davon auszugehen, daß wir auf längere Zeit in einer kapitalistisch dominierten „One World“ leben werden. Ralph Miliband hat dies in seinem Buch „Sozialismus für ein skeptisches Zeitalter“ folgendermaßen formuliert: „Die Befreiung vom Kapital steht nirgendwo auf der Tagesordnung der Politik. Die 'neue Weltordnung' wird für eine längere Periode in der Zukunft eine vom Kapital dominierte Weltordnung sein, beherrscht durch die Macht der großen Konzerne und durch Regierungen, die soweit es die Umstände zulassen in deren Interesse agieren; diese düstere Perspektive gilt für viele ehemals kommunistische Länder und die Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas ebenso wie für die Länder des fortgeschrittenen Kapitalismus“ (ebd., S. 188).

### Zentrale Widersprüche des heutigen Kapitalismus

Sozialismus soll hier nicht verstanden werden als der Traum vom Ende der Geschichte in einer klassenlosen Gesellschaft, auch nicht als der Glaube an einen quasi-na-

turgesetzlichen Prozeß, an dessen Ende unvermeidlich die Befreiung der Menschheit von Ausbeutung und Unterdrückung steht. Als sozialistisch bezeichnen wir die Bewegungen zur Verwirklichung der Menschenrechte der Gleichheits- wie der Freiheitsrechte, die von der theoretischen und praktischen Kritik der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sowie der ihr eigenen Herrschaftsverhältnisse in Gesellschaft, Politik und Kultur ausgehen. Sozialistische Kritik hat sich niemals nur auf die Propagierung einer alternativen, in der näheren oder fernen Zukunft liegenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung beschränkt. Sie verband sich stets mit den Kämpfen um die Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen, um die Erweiterung von Freiheitsrechten bzw. um die Verteidigung von demokratischen Errungenschaften der bürgerlichen Revolution. Sie verband sich so auch immer mit den Kämpfen um soziale und politische Reformen innerhalb des herrschenden Systems. Sozialistische Kritik ging stets von den Widersprüchen und Zerstörungspotentialen des Kapitalismus selbst aus. Lösungen dieser Widersprüche, die von Sozialisten vorgeschlagen werden, beschränken sich nicht auf die „Zivilisierung“ der destruktiven Potentiale des Kapitalismus, sondern auf die Veränderung der Logik (und damit auch der Machtverhältnisse), nach der die Kohärenz von Ökonomie und Politik, von Akkumulation und Regulation gestaltet wird.

Je schwächer die sozialistischen Kräfte global und national sind, um so unumschränkter können sich die destruktiven Potentiale des Kapitalismus entfalten. Der amerikanische Ökonom Lester Thurow (1996) hat die These vertreten, daß der Kapitalismus am Ende des 20. Jahrhunderts, an dem er den Sozialismus auf breiter Front besiegt zu haben scheint, eben jene Probleme reproduziert, die einst die Geburt des modernen, antikapitalistischen Sozialismus eingeleitet haben. Der Sozialdarwinismus, der Ende des 19. Jahrhunderts die Lehre vom „Survival of

the Fittest" propagierte, erfährt am Ende des 20. Jahrhunderts jetzt im Gewande der Standortdebatten und der neoliberalen Deregulierungstheologien eine Renaissance.

Die zentralen Widersprüche, die der heutige Kapitalismus erzeugt, sind – wenn wir an Veröffentlichungen des Club of Rome oder des World Watch Instituts denken – wohl Gegenstand des öffentlichen Bewußtseins und auch von politischen Debatten. Die von der UNO organisierten Weltkonferenzen über „Umwelt“ (Rio 1994), über die Armut in der Welt (Kopenhagen 1995) sowie die Weltfrauenkonferenz in Peking im vergangenen Jahr haben die Ausbreitung und Zuspitzung globaler Widerspruchskonstellationen, deren Gefahren und deren Destabilisierungspotentiale auch für die „reichen Zentren“ des Nordens durchaus zur Sprache gebracht. Allerdings machen sich im Ergebnis solcher Konferenzen angesichts ihrer nur schwachen praktisch-politischen Wirkungen auch immer wieder Ohnmachtsgefühle bzw. Enttäuschungen breit.

Worum also handelt es sich dabei?

- Um die globalen Spaltungen zwischen Armut und Reichtum, die sich in den Metropolen selbst reproduzieren und verfestigen und eine Krise der Gesellschaft erzeugen, die sich zunehmend „fragmentiert“.
- Um die Ausbeutung von Ressourcen, die Zerstörung der Natur und die Belastungen des Klimas, des Wassers, der Böden usw. durch die gleichsam ungehemmte Fortsetzung und weltweite Verbreitung des industriekapitalistischen Wachstumsmodells.
- Um die Schwächung der Nationalstaaten als der politischen Arenen, in denen demokratische Forderungen durchgesetzt und Instrumente sowie Institutionen zur Kontrolle der kapitalistischen Entwicklungswidersprüche (in Gestalt der Polarisierung von Armut und Reichtum sowie der mit den Wirtschaftskrisen verbundenen sozialen Risiken, vor allem der Massenarbeitslosigkeit) erkämpft wurden durch die Globali-

sierungstendenzen in der „Weltökonomie“.

- Um eine Überakkumulationskrise des Kapitals, die durch Produktivkraftsteigerung („mikroelektronische Revolution“), durch das Aufblähen des „fiktiven (spekulativen) Kapitals“ und den Abbau des fordistischen Wohlfahrtsstaates gerade nicht in eine neue, stabile Formation (Kohärenz von Akkumulationsregime und Regulationsweise) übergeht, sondern sich durch Wachstumsschwäche, chronisch ansteigende Massenarbeitslosigkeit und konjunkturelle, vor allem monetäre Instabilität auszeichnet.
- Um eine Krise der „Arbeitsgesellschaft“, die mit der Steigerung der Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit zugleich einen wachsenden Teil der Bevölkerung aus dem Erwerbssystem aus der „auf dem Tauschwert beruhenden Produktion“ „freisetzt“, was allerdings bei Fortbestehen der kapitalistischen Produktionsweise eine Vermehrung der „Surplusbevölkerung“, also die Schaffung von „disposable time außer der notwendigen Arbeitszeit“ bedeutet (vgl. dazu Rifkin 1995 und Kapstein 1996) aber gerade nicht als Befreiung vom Naturzwang der schweren Arbeit, um die „freie Entwicklung der Individualitäten“ zu ermöglichen, sondern als soziale Marginalisierung, die mit Armut und Ausgrenzung (vgl. Ingrao und Rossanda 1996) verbunden ist. Ich habe hier aus den „Grundrissen“ von Karl Marx (1953, S. 592) zitiert, der diese Exklusionsprozesse als Folge der „Anwendung der Wissenschaft“ auf die kapitalistische Produktion und damit die tauschwertsetzende Arbeit prognostiziert hatte.
- Und schließlich handelt es sich auch um eine Krise der politischen Kultur unter Ein-schluß der demokratischen Institutionen, die nicht allein auf die sozialökonomischen Prozesse, sondern vor allem auch auf die neuen Medien („Informationsgesell-

schaft“) zurückzuführen sind, die den gesamten politischen Prozeß, vor allem die Formen und Organisationen der „zivilgesellschaftlichen“ Vermittlung, der Öffentlichkeit zwischen Gesellschaft und Staat/Politik, d.h. eben die Funktionsbedingungen der Demokratie, grundlegend verändert haben.

Der neue „Sachzwang“ Totalitarismus der Märkte und des Geldes ohne totalitäre Regierung entspringt aus den Funktionsgesetzen der globalisierten Märkte. „Welche demokratische Ideologie kann es mit der Vorspiegelung der 'freien Wahl' auf 'freien Märkten' aufnehmen und uns wieder in den Stand versetzen, daß wir gemeinsam für das öffentliche Wohl entscheiden können und uns von den nachteiligen öffentlichen Folgen aller dieser ach so freien Marktentscheidungen befreien, die sich als Inbegriff der Freiheit verkleidet haben?“ (Barber 1996, S. 162) Der Präsident der Deutschen Bundesbank, Hans Tietmeyer, lehnt z.B. die Forderung nach einem „europäischen Sozialstaat“ mit dem Hinweis auf die Bedingungen globaler Märkte und die Widersprüche eines wie er sagt „ausufernden Sozialstaates“ ab. Dann aber formuliert er brutal die Logik des neuen Totalitarismus: Vor allem übersehe eine solche Forderung, „mit welcher Wucht ökonomische Realitäten politische Fehlkonstruktionen zerschmettern können“ (1996, S. 12).

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1996a) (gegen den Tietmeyer hier argumentiert) kritisiert nicht allein das „Tietmeyer-Denken“ als die neue „Religion“ des Neoliberalismus und als Philosophie der Herrschaft des Finanzkapitals. In einer Rede vor streikenden Arbeitern in Paris, Ende des Jahres 1995 hat er zugleich auf die Zerstörung der Demokratie als Folge der Vorherrschaft globaler Märkte und der Privatisierung des öffentlichen Dienstes aufmerksam gemacht: „Worum es heute geht, das ist die Rückeroberung der Demokratie aus

den Händen der Technokratie. Es muß Schluß sein mit der Tyrannei der ‚Experten‘, vom Stil der Weltbank oder dem Internationalen Währungsfonds, die ohne jede Diskussion die Verdikte des neuen Leviathan, ‚der Finanzmärkte‘, durchdrücken und die nicht verhandeln können, sondern lediglich ‚erklären‘; man muß mit dem neuen Glauben an die historische Zwangsläufigkeit brechen, den die Theoretiker des Liberalismus verbreiten; es gilt, neue Formen einer kollektiven, politischen Anstrengung zu erfinden, die geeignet sind, die Sachzwänge, insbesondere die ökonomischen, zu erfassen (was die Aufgabe der Fachleute sein kann), sie aber auch zu bekämpfen und, wenn möglich, unwirksam zu machen“ (1996b, S. 178).

### Sozialismus als Gestaltungsprogramm

Damit ist schon die Richtung angedeutet, in der die Zukunft des Sozialismus zu denken wäre. Die sozialistische Kritik an den herrschenden Zuständen bemißt sich nicht länger an ihrem „realsozialistischen Gegner“. Der Kapitalismus so der richtige Kern von Fukuyamas These vom „Ende der Geschichte“ hat keine Gegner mehr, die Mauern errichten und sich bis an die Zähne bewaffnen müssen, um sich vor seinen aggressiven Zugriffen zu schützen. Seine Dynamik wendet sich mehr nach innen und beschleunigt sich in der Zeit (Altvater und Mahnkopf 1996, S. 577). Seine sozialökonomischen, ökologischen, politischen und kulturellen Widersprüche und Krisen, die sich mit der Beschleunigung der Kapitalakkumulation zu einem Katastrophenprogramm verdichten, werden selbst zum Gegenstand sozialer und politischer Konflikte, zum Bezugspunkt für praktischen Widerstand ebenso wie für theoretische Debatten und Analysen, die die Frage nach der Möglichkeit alternativer Entwicklungspfade überprüfen. „Die ‚Totalisierung‘ des Kapitalismus bedeutet zugleich seine zunehmende Verwundbarkeit durch seine

eigenen Widersprüche und durch oppositionelle Politik" (Meiskins 1996, S. 11).

Eric Hobsbawm spricht am Ende seines Buches „Zeitalter der Extreme“ (1995, S. 577) davon, daß nach einem Jahrhundert des Wachstums, nunmehr im Übergang zum 21. Jahrhundert, gewaltige Verteilungskämpfe in globalen Dimensionen anstehen: zwischen Armen und Reichen, Verteilungskämpfe um Wissen sowie um natürliche Ressourcen, ganz abgesehen von den Schlachten um Marktanteile auf dem Weltmarkt, Kämpfe also um die Verteilung von Macht und um Zugang zu ihren Ressourcen, Kämpfe zwischen Staaten und Staatengruppen, zwischen Klassen und Verbänden, zwischen den Geschlechtern. Der „Zusammenstoß der Kulturen“ (Huntington), den amerikanische Politikwissenschaftler als das Hauptkonfliktpotential der bevorstehenden Epoche benennen, um dabei zugleich den Führungsanspruch der USA der entwickelten kapitalistischen Staaten insgesamt für die Weltpolitik des 21. Jahrhunderts zu legitimieren, dieser „Zusammenstoß“ ist keineswegs ideologisch oder religiös determiniert, sondern durch die Strukturen der Ungleichheit, der Abhängigkeit und der Marginalisierung in der „Weltgesellschaft“ materiell fundiert.

Sozialismus wäre in diesem Zusammenhang das Programm für die Gestaltung (und Umgestaltung) einer Welt, die egalitärer und lebenswerter wäre – genauer: das Programm für die Lösung jener Probleme, die der globale Kapitalismus erzeugt, in einer sozialen Ordnung, deren Gestaltungsprinzipien Demokratie, Gleichheit und Kooperation zu sein hätten. Allerdings sollte die Hoffnung auf eine Rehabilitierung sozialistischen Denkens und Handelns auf blinden Zukunftsoptimismus ebenso verzichten wie auf das traditionelle Pathos, mit dem die „Notwendigkeit des Sozialismus“ begründet wurde. Eine nüchterne und illusionslose Analyse der tiefgreifenden gesellschaftlichen und politischen Umbrüche am Ende des 20. Jahrhunderts

wird es zudem für eher wahrscheinlich halten, „daß auf die geschichtlich absehbare Zeit der Abwehrkampf, der Kampf um die Sicherung der elementaren Bedürfnisse im Mittelpunkt stehen müßte“ (Fritzsche 1996, S. 56).

Dazu gehört freilich auch eine gründliche historische Analyse. Diese muß einerseits die Gründe für Fehlentwicklungen und Niederlagen in der Geschichte des Sozialismus offenlegen. Andererseits wird sie zeigen, daß alle Fortschritte der Demokratisierung, der Humanisierung und der Zivilisierung, der Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen, die im 20. Jahrhundert im und gegen den Kapitalismus realisiert wurden, immer auch Resultate des Klassenkampfes und der Intervention der sozialistischen Arbeiterbewegung und vor allem der Gewerkschaften gewesen sind. Diese kritische Erinnerungsbearbeitung ist notwendig, um zunächst dem herrschenden konservativ-liberalen Bewußtsein, dem die Geschichte des Sozialismus als totalitäre Fehlentwicklung erscheint, entgegenzuwirken. Außerdem ist sie ein Baustein bei der Konstruktion eines gegenhegemonialen Blockes, denn die Auflösung des historischen Denkens in der postmodernen Beliebigkeit reflektiert zugleich das „Übergewicht des Gegenwärtigen“, das über Vergangenheit wie Zukunft herrscht (Altvater und Mahnkopf ebd., S. 121f.). „There Is No Alternative“ („TINA“) ist global zum selbstbewußten Slogan des Neoliberalismus geworden, mit dem sich die Linke auseinandersetzen muß (vgl. dazu Panitch 1996).

Im Hinblick auf die Zukunft des Sozialismus ist auch die Organisationsfrage bzw. die Fixierung auf eine bestimmte Partei oder Richtung weniger bedeutsam als die politische Qualität eines Prozesses, in dem praktischer Widerstand gegen die angeblichen Sachzwänge der neoliberalen Politik, Kritik des herrschenden Modells oder Kapitalakkumulation und der Entfesselung der Marktfreiheiten und eine offene und kontroverse Dis-

kussion über Geschichte und Perspektiven des Sozialismus sich in vielfältigen Lernprozessen miteinander verbinden. Diese Interventionen werden sich nicht einmal hauptsächlich auf Wahlen beschränken. Wichtiger ist, daß sie in der „Zivilgesellschaft“ und in den Alltagskulturen Netzwerke von oppositionellen Diskursen, alternativen Lebensformen und praktischem Widerstand festigen. Kapitalismuskritik verbindet sich hier mit Kämpfen um jene Wertvorstellungen, die die politische Kultur des Sozialismus immer wieder (trotz der Fehlentwicklungen) ausgezeichnet hatten: Antirassismus und Antifaschismus; Gleichheit der Geschlechter und Antisexismus; Friedenspolitik und Internationalismus.

Ein Ende der neoliberalen Hegemonie auf wirtschafts- und gesellschaftspolitischem Gebiet sowie eine Ablösung der neokonservativen Wertvorstellungen im politischen Raum ist nicht in Sicht. Allerdings mehren sich die Anzeichen für einen Umschwung des Meinungsklimas, den Claus Leggewie (1997, S. 56) sogar für die USA seit 1995 konstatiert: „Nach einem jahrzehntelangen Klassenkampf von oben (sind sie) an einem Punkt angelangt, an dem viele apathisch gewordene Amerikaner (und vor allem Amerikanerinnen) sagen: ‚Enough is enough, es reicht!‘ Und die Linke, sagen viele sarkastisch, ist so tief gesunken, daß es nur noch bergauf gehen kann.“ Weltweit nimmt der Widerstand gegen die vorgeblichen Sachzwänge neoliberaler Politik zu: Vom Aufstand der Zapatisten in Chiapas (dazu u.a. Boris 1996), über Massenproteste und Generalstreikbewegungen in Südamerika, Südafrika und Australien bis hin zu einem Aufschwung gewerkschaftlicher Aktivitäten in Westeuropa, wo gerade die militanten kämpferischen Organisationen des linken Flügels der europäischen Gewerkschaftsbewegung seit den späten 70er Jahren in eine tiefe Krise geraten waren, die sich u.a. in Mitgliederverlusten, rückläufiger Streiktätig-

keit und strategischer Desorientierung manifestiert hatte.

Seit 1992/93 hat vor allem in den entwickelten kapitalistischen Staaten die Streiktätigkeit zugenommen. In verschiedenen Formen artikuliert sich sozialer Protest. Das innere Band dieser neuen Welle der Klassenkämpfe wird durch die gemeinschaftliche Kritik an den vorherrschenden sozialökonomischen und politisch-ideologischen Entwicklungstendenzen in den reichen Metropolen des Kapitals geknüpft. Protest und Widerstand richten sich gegen das Ansteigen der Massenarbeitslosigkeit und der Armut auf der einen und gegen die Demontage des Sozialstaates einschließlich des Abbaus von Arbeiter- und Gewerkschaftsrechten auf der anderen Seite. Darin sind diese Bewegungen zunächst einmal defensiv; und es ist nicht auszuschließen, daß mit der fortschreitenden Erosion der fordistischen Klassenformationen auch diese Welle des sozialen Protestes verebben wird.

Die zunehmende Politisierung der sozialen Frage impliziert freilich auch Ansätze und Potentiale, die über deren defensiven, von der Angst der Menschen diktierten Ausgangspunkt hinausführen könnten. Immer mehr wird bewußt, daß die Antworten der herrschenden Wirtschaftskräfte (der Repräsentanten der Transnationalen Konzerne wie der Großbanken) und der neoliberalen Politiker auf die Krise diese zur sozialen und ökologischen Katastrophe zuspitzen müssen. Angesichts der zunehmenden Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Beschäftigungsentwicklung muß die weitere Senkung der Arbeits- und Sozialkosten im globalen Wettbewerb, das Festhalten am Primat der Deflations- und Austeritätspolitik sowie die Hypostasierung des monetären Fettschs die bestehenden Probleme der Arbeitslosigkeit und der Unterbeschäftigung auf der einen, der Handlungssohnmacht der Politik und des Staates auf der anderen Seite verschärfen.

Proteste und Widerstand gegen diese Politik haben sich nicht allein in Italien (in der Auseinandersetzung mit der Regierung Berlusconi) und in der großen Sozialbewegung in Frankreich Ende 1995 artikuliert; im Verlaufe des Jahre 1996 kam es zu Massenstreikbewegungen in Belgien, Spanien, Portugal, Griechenland und selbst auf wirtschaftsfriedlichen „Inseln“ wie der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland. Die politische Dimension dieser sozialen Protestbewegungen besteht also darin, daß sie die herrschende Politik und ihre Ideologie angreifen und kritisieren. Die Lösung der sozialen und ökologischen Probleme am Ende des 20. Jahrhunderts kann nicht durch eine weitere Radikalisierung der Marktfreiheiten, durch mehr Deregulierung und Privatisierung, durch mehr Spekulationsgewinne auf globalen Finanzmärkten, sondern nur durch einen erfolgreichen Kampf um die Einschränkung und gesellschaftliche Kontrolle dieser „Freiheiten“ und der mit ihnen verbundenen Herrschaftsverhältnisse erreicht werden. Die Gesellschaft, deren Fragmentierung und Zerfall allenthalben beklagt wird, muß im Medium und Resultat dieser Kämpfe, die sich keineswegs auf die Gewerkschaften beschränken und beschränken dürfen, die Kontrolle über die verselbständigte Dynamik der Marktkräfte zurückgewinnen.<sup>2</sup>

In den Auseinandersetzungen der Gegenwart entscheidet sich zunächst einmal, ob die Epoche der neoliberalen Hegemonie, die Ende der 70er Jahre begann, bis zum Ende des Jahrhunderts abgelöst wird durch eine neue Epoche, in der die Anerkennung und Ausgestaltung sozialer Bürgerrechte im Mittelpunkt politischen Handelns stehen wird. Und, in diesen Auseinandersetzungen wird auch darüber entschieden, ob der Sozialismus noch eine Zukunft hat. Der schwedische Soziologe und Sozialist Göran Therborn vertritt am Ende eines Artikels über die Geschichte des Sozialismus einen verhaltenen Zukunftsoptimismus, dem auch ich mich

anschließen möchte: „Die zentralen Werte der sozialistischen Kultur, universelle Gleichheit und Solidarität, bleiben intakt. Aufgrund des zunehmend globalen Charakters der sozialen Probleme, der Armut und Migration sowie der Umwelt zum Beispiel und aufgrund der Existenz globaler Kommunikationsnetzwerke werden diese Werte wahrscheinlich neue Anhänger gewinnen und deshalb eher stärker als schwächer werden. Die klassische Linke wird wahrscheinlich im nächsten Jahrhundert auf dieser Basis wiederhergestellt werden. Wie dies genau aussehen wird, können wir natürlich jetzt noch nicht sagen. Aber, es scheint wahrscheinlich, daß in der Zukunft die europäische, sozialistische Linke eher so aussehen wird wie die Linke in den Neuen Welten Amerikas als die klassische Linke des europäischen Industriekapitalismus. Sie wird sehr viel heterogener sein, sowohl in ihren Anliegen und ihrem Selbstverständnis als auch in ihren Langzeitperspektiven; mehr beeinflusst durch exogene kulturelle Tendenzen; lockerer und demokratischer organisiert; pragmatischer in ihrer Praxis“ (1992, S. 32).

## 1. Anmerkungen

- 1 In der Zeitschrift „Sozialismus“ habe ich in den letzten Jahren einige Artikel geschrieben, auf die dieser Beitrag aufbaut: 1. Kapitalismus und Demokratie. Ist die Marxsche Kritik der Politik überholt?, in: Sozialismus, 9/1993, S. 44 ff.; 2. Ein neuer Gesellschaftsvertrag. Anmerkungen zu einem transnationalen Krisendiskurs, in: Sozialismus, 7/94, S. 25 ff.; 3. Politik am Ende des 20. Jahrhunderts, Supplement der Zeitschrift Sozialismus, 9/1995.
- 2 Hier kann an die Überlegungen angeknüpft werden, die Karl Polanyi im Jahre 1944 in seinem Buch „The Great Transformation“ (Frankfurt/Main 1978) angestellt hat. Die Katastrophen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erklärt er daraus, daß „der Konflikt zwischen dem Markt und den elementaren Erfordernissen eines geordneten gesellschaftlichen Lebens diesem Jahrhundert seine Dynamik verlieh und die

typischen Spannungen erzeugte, die schließlich zur Zerstörung dieser Gesellschaft führten. Die Kriege beschleunigten nur diesen Prozeß“ (S. 329). Polanyi plädiert dafür, „die Produktionsfaktoren Boden, Arbeit und Geld dem Markt zu entziehen“ (S. 333). Der US-amerikanische Politikwissenschaftler Benjamin Barber (Coca Cola und Heiliger Krieg, a.a.O.) schließt am Ende des Jahrhunderts an diese Position an. Er weist zunächst die „dümmliche und überzogene Behauptung“ zurück, „daß der nackte und völlig ungehemmte Markt das einzige Mittel sei, alles für Menschen Wichtige zu erzeugen und gerecht zu verteilen“ (S. 255). „Märkte sind mitnichten das ideale Werkzeug zur Regelung und Gestaltung des Gemeinwohls, auch wenn manche Mächtigen-Demokraten behaupten, aus ihnen ergäben sich gemeinwohlstiftende Verhaltensnormen und demokratische Werte von allein“ (S. 252). „Wirklich frei entwickelt haben sich in diesem Jahrhundert nur gemischte Volkswirtschaften, in denen demokratische Regierungen für einen Ausgleich zwischen Wirtschaftsinteressen und sozialer Gerechtigkeit sorgten“ (S. 254).

## 2. Literatur

- Altvater, E. und Mahnkopf, B. (1996): Grenzen der Globalisierung. Münster.
- Anderson, P. (1993): Zum Ende der Geschichte. Berlin.
- Barber, B. (1996): Coca-Cola und Heiliger Krieg. Wie Kapitalismus und Fundamentalismus Demokratie und Freiheit abschaffen. Bern und München & Wien.
- Boris, D. (1996): Mexiko im Umbruch. Darmstadt.
- Bourdieu, P. (1996a): Warnung vor dem Modell Tietmeyer. In: Die Zeit vom 1.11.1996.
- Bourdieu, P. (1996b): „Contre la destruction d'une civilisation.“ (Rede vor Streikenden im Gare de Lyon.) In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 2/1996.
- Fritzche, K. (1996): Sozialismus. In: Neumann, F. (Hrsg.). Handbuch Politische Theorien und Ideologien, Band II. Opladen.
- Hirsch, J. (1995): Der nationale Wettbewerbsstaat. Berlin.
- Hobsbawm, E. (1995): Age of Extremes. London.

- Ingrao, I. und Rossanda, R. (1996): Verabredungen zum Jahrhundertende. Eine Debatte über die Entwicklung des Kapitalismus und die Aufgaben der Linken. Hamburg.
- Kapstein, E. B. (1996): Workers and the World Economy. In: Foreign Affairs, Vol 75, No. 3, May/June 1996, S. 16-37.
- Leggewie, C. (1997): Amerika hat die Wahl. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 1/1997.
- Mandel, E. (1985): The Actuality of Socialism. In: Nikolic, M. (Ed.). Socialism on the Treshold of the Twenty-First Century. Belgrade/London.
- Marx, K. (1953): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin.
- Meiskins Wood, E. (1996): Moderne, Postmoderne oder Kapitalismus? Supplement der Zeitschrift Sozialismus, 12/1996.
- Miliband, R. (1994): Socialism for a Sceptical Age. Cambridge.
- Panitch, L. (1996). (Ed.): Are there Alternatives? Socialist Register 1996, London/New York.
- Rifkin, J. (1995): Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Frankfurt/New York.
- Therborn, G. (1992): The Life and Times of Socialism. In: New Left Review, 194/1992.
- Thurow, L. (1996): The Future of Capitalism. New York.
- Tietmeyer, H. (1996): Die europäische Wirtschaft zwischen globalen Märkten und internen Herausforderungen (Jean Monnet Lecture vor dem Europäischen Hochschulinstitut in Florenz am 28. November 1996), Vortragsmanuskript.

aus: A.Foitzik/A.Marvakis (Hg.): Tarzan – was nun? Internationale Solidarität im Dschungel der Widersprüche (ISBN 3-922611-67-2), Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags Libertäre Assoziation

## Zu den Wirkungen des „Kommunistischen Manifests“

Das folgende Referat hielt Wolfgang Ruge, emeritierter Geschichtspräsident und langjähriger Mitarbeiter am Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften in Berlin/DDR, am 15.4.1998 im Rahmen einer Veranstaltung der Vereinigten Linken (VL) im Haus der Demokratie in Berlin.

Die VL hatte zum Thema „Zwischen Befreiungsanspruch und Heilserwartung 150 Jahre Manifest der Kommunistischen Partei“ drei Referenten eingeladen. Das erste Referat hielt Prof. Thomas Kuczynski zur Entstehungsgeschichte des Manifests und das dritte Referat wurde von Ulrich Peter, langjähriger Bundessprecher des BRSD und CuS-Redakteur, bestritten. Diskussionsleiter war Thomas Klein, ehemaliger Volkskammerabgeordneter der VL. Für unsere Leserinnen und Leser sei noch erwähnt, daß die VL Teil der DDR-Bürgerbewegung war und sich immer (auch heute) als sozialistische Organisation verstand, bis zum Ende der DDR in Abgrenzung zum etablierten „realen Sozialismus“, seitdem gegen diejenigen, die mit dem Ende der DDR auch das Ende sozialistischer Bestrebungen deklamieren. Nicht zuletzt also gegen die gewendeten Bürgerbewegten.)

Ein Hauptwerk von Wolfgang Ruge ist der Band „Weimar – Republik auf Zeit“, Berlin/DDR 1969. Von seinen vielen Aufsätzen sei besonders „Lenins Dilemma. Die Mittel entheiligten den Zweck“ in: Th. Bergmann/W. Hedeler (Hg.) „Lenin. Theorie und Praxis in historischer Perspektive“, Mainz 1994 erwähnt und empfohlen.

### Sie glaubten, zu wissen

Wenn wir fragen, was das Kommunistische Manifest nun wirklich bewegt hat, so sollten wir uns von der Vorstellung verabschieden, daß dessen Wirkungen daran zu messen sind, wie weit es uns herangeführt hat an einen Endpunkt - einen Endpunkt, den Marx und Engels mit der Bemerkung, daß sich der Klassenkampf nunmehr der Entscheidung näherte<sup>1</sup>, angedeutet und den Engels dreißig Jahre später (eher naiv) mit den Worten gekennzeichnet hatte, daß man die gesellschaftlich wirkenden Kräfte, wenn sie einmal erkannt seien, dem menschlichen Willen unterwerfen könne<sup>2</sup>. In der Geschichte gibt es keinen Endpunkt. Gemessen werden muß an einer unendlichen Skala. Das klingt zwar nach der Maxime, daß der Weg alles, das Ziel aber nichts

sei, doch geht auch dieser Spruch insofern an der Wirklichkeit vorbei, als er den Weg ebenfalls in Beziehung zu einem anvisierten Ziel setzt. Es gilt, den Weg - und damit meine ich nicht nur die Emanzipation der Arbeiterklasse, sondern die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen, die die teilweise Emanzipation der arbeitenden Menschen einschließen - in seiner nicht vorhersehbaren Widersprüchlichkeit zu erfassen.

Im Manifest, der massenwirksamsten Zusammenfassung ihrer Lehre, entschleierten Marx und Engels eine der gesellschaftlichen Triebkräfte - den Klassenkampf - und beschrieben damals erst im Embryonalstadium vorhandene Tendenzen des Kapitalismus - Herausbildung des Weltmarktes, Herrschaft des „nackten Interesses“ u.a. Das war die größte geisteswissen-

schaftliche Leistung des wissenschaftsgläubigen 19. Jahrhunderts, in dem man noch nichts von nichtdeterminierten Prozessen und Chaostheorie wußte. Zu recht vergleicht Engels die Marx'sche Lehre mit der Darwinschen Evolutionstheorie<sup>3</sup>. Nur - die Evolution erstreckt sich auf Jahrtausende und sichert den auf diesem Gebiet gemachten gültigen Entdeckungen quasi Ewigkeitswert, während sich die Gesellschaft (historisch gesehen) rasant verändert, so daß zutreffende Erkenntnisse über sie an immer neuen Realitäten überprüft werden müssen.

Schon der durchaus gerechtfertigte Begriff „Wissenschaftsgläubigkeit“ ist zutiefst



So könnte Marx mit Arbeitern in einem Wirtshaus gezecht haben, wenn er nicht gerade hinter seinen Büchern saß.

widersprüchlich, meint er doch den Glauben an eine jeglichen Glaubens entkleidete Wissenschaft.

Dennoch war die Wissenschaftsgläubigkeit ein mächtiger Stimulus der Entwicklung. Die Menschen, die namentlich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts von den Ideen des Manifests erfaßt wurden und sie in materielle Gewalt verwandelten, glaubten, zu wissen. Das verlieh ihnen gewaltige Kraft. Der Glaube der Kämpfer, mit ihrem

Einsatz im Klassenkonflikt das entscheidende Glied des Weltgeschehens gepackt zu haben, vermittelte ihnen die Gewißheit, für eine gerechte Zukunft zu streiten. Diesen Menschen verdankt das Manifest seine historische Wirkung.

Die von Marx und Engels skizzierte Entwicklung, insbesondere das Hinüberwachen einzelner Arbeitskämpfe in „Kollisionen zweier Klassen“<sup>4</sup>, setzte bereits im 19. Jahrhundert ein - mit der Bildung proletarischer Organisationen, mit der (ich beschränke mich hier auf Deutschland) Bismarckschen Sozialgesetzgebung, die diesen Zusammenschlüssen das Wasser abgraben sollte, mit dem Fall des Sozialistengesetzes, der die politischen Betätigungsmöglichkeiten der Arbeiterbewegung erweiterte, mit Streikerfolgen, schließlich schon 1918 - mit der ertrotzten Anerkennung des Koalitions- und Tarifrechts durch die Unternehmer.

### Zweifel an der Geradlinigkeit der Entwicklung

Damals - 70 Jahre nach der Veröffentlichung des Manifests - konstatierte Mehring, „in seinen Grundzügen“ sei dieses Dokument „von unübertrefflicher Wahrheit“, doch habe sich die Entwicklung „viel langsamer vollzogen“, als seine Autoren angenommen hatten<sup>5</sup>. Er mußte aber zugleich anmerken, daß „breite Schichten der Arbeiterklasse auch auf dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft (sich) eine Existenz zu sichern gewußt (haben), die sie sogar über die Existenz kleinbürgerlicher Schichten hinaushebt“<sup>6</sup>. Damit äußerte er - sehr vorsichtig zwar - Zweifel an der Geradlinigkeit der Entwicklung, die im Manifest mit Aussagen über das zwangsläufige Versinken der Arbeiter im Pauperismus<sup>7</sup> festgeschrieben worden war. Marx und Engels hatten nämlich die Widersprüche der Vergangenheit und der Gegenwart großartig analysiert, die Zukunft aber als lineare,

von dialektischen Sprüngen unberührte Vereinfachung der Klassegegensätze ausgemalt. „Die ganze Gesellschaft“, heißt es bei ihnen, „spaltet sich mehr und mehr... in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat“<sup>8</sup>.

Massiv und eminent geschichtsträchtig wich die Entwicklung (soweit sie den hier behandelten Bereich betrifft) jedoch erst seit dem Ende des ersten Weltkriegs von der nach vorn projizierten Gradlinigkeit ab. Der Differenzierungsprozeß in der Gesellschaft nahm zu. Unter dem verheerenden Eindruck des Krieges und begünstigt durch einen Schwall von Krisen, gewann auf der einen Seite die internationale Arbeiterbewegung und namentlich ihr revolutionären Flügel festere Gestalt - kommunistische Parteien entstanden und schlossen sich zur Kommunistischen Internationale zusammen. Eine Entwicklung setzte ein, die, würde sie sich mit gleicher Intensität fortsetzen, eine tödliche Gefahr für das kapitalistische System bedeutet hätte. Auf der anderen Seite vermochte sich die russische Sowjetmacht, die sich als Alternative zum Kapitalismus verstand, unter schwierigsten Bedingungen zu behaupten. So stellte sich für den Kapitalismus die Überlebensfrage, auf die er mit unterschiedlichen Methoden reagierte - von der Abweglung von Revolutionen (z.B. der deutschen Novemberrevolution) über politische Zugeständnisse an den gemäßigten Flügel der Arbeiterbewegung bis hin zur Etablierung faschistischer Regimes. Womöglich hat erst diese Herausforderung dem Kapitalismus zu jener Wandlungs- und Reformfähigkeit verholfen, auf die er in der folgenden Periode - vom Ende des zweiten Weltkriegs bis zum Zusammenbruch des sogenannten Realsozialismus - ausgewichen ist. „Erfunden“ wurde diese Reformfähigkeit nicht von irgendwelchen Weltverbesserern, vielmehr war sie - wenn auch mit anderer Konse-

quenz, aber ähnlich der von Marx und Engels erwähnten kommunistischen Theorie - Ausdruck „tatsächlicher Verhältnisse eines existierenden Klassenkampfes“<sup>9</sup>.

In dieser Periode gelang es der bürgerlichen Gesellschaft nicht nur, die von Marx und Engels als nächste Aufgabe der Kommunisten bezeichnete „Bildung des Proletariats zur Klasse“<sup>10</sup> weitgehend rückgängig zu machen, und zwar, indem sie wesentliche Emanzipationsforderungen dieser Klasse, d.h. im Manifest vorgetragene Postulate, erfüllte. Sie nutzte dabei den ebenfalls von Marx und Engels vorausgesagten, aber mit völlig anderen Schlußfolgerungen verknüpften Aufschwung der Technik und die durch ihn bewirkte enorme Erhöhung der Arbeitsproduktivität, die es ermöglichte, den Massen einen rasch wachsenden Lebensstandard zu sichern und sie somit von der revolutionären Bewegung abzukoppeln. Bei der Züchtung einer Ideologie der Verteilungskämpfe, bei der Zertrümmerung der klassenverbindenden Solidarität, bediente sie sich vor allem massenpsychologischer, auch an anthropologische Gegebenheiten anknüpfender Manipulationsmethoden, deren Wirksamkeit das Manifest kaum gesehen, auf jeden Fall unterschätzt hatte.

### **Mehr zu verlieren als nur die Ketten**

Bei aller Schwere der Probleme, die jetzt, nach dem Ende der Sowjetunion und den von ihr abhängigen Ländern, also am Beginn einer neuen Geschichtsperiode, auf uns zukommen, hat diese Wendung bewirkt, daß die seinerzeitige Feststellung, nach der die Proletarier „nichts ... zu verlieren haben als ihre Ketten“<sup>11</sup>, heute schlicht nicht mehr zutrifft, zumindest nicht in Europa (und den USA), also in Regionen, für die das Manifest erklärlicherweise damals geschrieben worden war. Der Lebensstandard der Arbeiter und der arbeitenden Menschen überhaupt hat sich in diesen

Ländern seit 1945 verdrei- oder vervierfacht und es gibt soziale Sicherungen, von denen man vor 150 Jahren nicht einmal zu träumen wagte. Nicht übersehen werden dürfen auch die zivilisatorischen Leistungen der Klassengesellschaft - die beträchtliche Erhöhung der Lebenserwartung, die Errungenschaften von Medizin und Gesundheitspflege, die Breschen, die in das Bildungssystem geschlagen werden konnten - alles übrigens Bereiche, mit deren partieller Demontage jetzt, unter neuen Bedingungen, begonnen wird. Weit über die Postulate des Manifests geht auch die Mobilität der Menschen und damit die Verbesserung ihrer Lebensqualität hinaus. Außerdem müssen wir heute die ehemals koloniale Welt in eine Bewertung jener Periode mit einbeziehen. Seit 1945 haben die Befreiungsbewegungen dort, weniger klassenkämpferisch als national oder religiös motiviert, bedeutende Siege errungen. Gewiß, die neokolonialistischen Profitjäger praktizieren auch dort, nun ihre Raubpolitik notdürftig verhüllend, die im Manifest angeprangerte unverschämte Ausbeutung<sup>12</sup> und stiften die in der „Dritten Welt“ entstandene Bourgeoisie zu Unmenschlichkeiten an - doch ein Durchbruch ist erzielt. Und die dort engagierten transnationalen Monopole beweisen, daß nicht so sehr die Arbeiter, wie es im Manifest heißt, sondern eher die skrupellosesten Kapitalisten kein Vaterland mehr haben.

Wenn wir nun diese Periode, die Periode von 1945 bis 1990 also, als die Zeit betrachten, in der das Kommunistische Manifest - wiewohl auf äußerst verschlungenen Pfaden - seine größte Wirksamkeit entfaltete, so ist dies, wie schon erwähnt, zum einen auf die steigende Revolutionsaffinität immer größerer Massen in der Zwischenkriegszeit zurückzuführen. Zum anderen erklärt sich diese Wirkung aus der Existenz der sowjetischen Alternative zum Kapitalismus, die zwar offenbar nur eine

Scheinalternative war, aber - und darauf kommt es in diesem Zusammenhang an - von der kapitalistischen Welt lange Zeit als Bedrohung gefürchtet wurde. Die Kräfte, die den Sowjetstaat begründeten und anfangs an seiner Spitze standen, waren ja tatsächlich von der Überzeugung durchdrungen, die Ideen des Manifests in die Tat umsetzen zu können. Später jedoch, nach Ablösung dieser Spitzen, trug die dortige, auf die Lenkbarkeit der Massen bedachte Führung, das Marx'sche Gedankengut nur noch als Worthülse vor sich her.

### **Lenin und Stalin: Über Grunderkenntnisse hinweggesetzt**

Wie konnte es zu einem solchen Paradigmenwechsel kommen? Von Bedeutung war sicher schon, daß sich Lenin spätestens im April 1917, zugegeben: unter einmaligen, besonders zugespitzten Bedingungen, über die Grunderkenntnis des Kommunistischen Manifestes hinwegsetzte, über die Erkenntnis nämlich, daß es, wie dort<sup>14</sup> und in anderen Werken<sup>15</sup> von Marx und Engels immer wieder wiederholt wird, die Produktions- und Verkehrs-, also die ökonomischen Verhältnisse sind, aus denen sich die reale Grundlage der Gesellschaft mitsamt ihren Klassenstrukturen ergibt. Damit setzte sich Lenin auch über die, die Reife dieser Verhältnisse betreffende Schlußfolgerung hinweg, nach der die proletarische Revolution - nach Engels einen „Höhegrad der Entwicklung der Produktion“ zur Voraussetzung hat<sup>16</sup>. Obwohl Lenin natürlich wußte, daß dieser „Höhegrad“ im überwiegend bäuerlichen Rußland nicht gegeben war, stellte er, auf den Wiederhall einer Pilotrevolution in der Welt hoffend, die Weichen auf eine mit sozialistischem Vorzeichen versehene Umwälzung. Hier kann weder auf die Problematik der Pilot- und Weltrevolution noch auf die oftmals diskutierte Frage eingegangen werden, ob die Rückständigkeit des ehemaligen Zaren-

reichs hinsichtlich der Produktivkräfte, der Produktions- (und auch der Verkehrs-) Verhältnisse, die die kulturelle und zivilisatorische Zurückgebliebenheit bedingte, die entscheidende Ursache für spätere sowjetische Fehlentwicklungen war. Daß sie – neben anderen Faktoren zu diesen Ursachen gehörte, steht wohl außer Zweifel, hätte es doch ohne sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die Gewalt- und Gegengewaltorgien, keinen so rigorosen Zentralismus, keine nahezu totale Entmündigung der Basis gegeben.

Später wurde Lenin durch schier unüberwindbare Widerstände zur Einführung der Neuen Ökonomischen Politik gezwungen, eines Kurses, der in gewisser Weise auch darauf abzielte, den Sozialismus ermöglichende Wirtschaftsgrundlagen zu schaffen. Doch wurde diese neue Politik nur halbherzig verwirklicht, ganz zu schweigen davon, daß es nicht gelang, einer höheren Gesellschaftsformation gemäße Eigentumsformen zu entwickeln. Marx und Engels hatten im Manifest zwar erklärt, daß das siegreiche Proletariat „seine politische Herrschaft dazu benutzen“ werde, „alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staats zu zentralisieren“<sup>17</sup>, aber in späteren Arbeiten abschwächend betont, daß das zur Macht gelangte Proletariat „die Produktionsmittel (nur - W.R.) zunächst in Staatseigentum“ verwandelt<sup>18</sup>. Das Eigentumsproblem, das unmittelbar mit Schöpfung und Effizienz der Wirtschaft zu tun hat und mithin die Wettbewerbsfähigkeit eines Systems berührt, wurde damals und in der Folgezeit in keinem der sich sozialistisch nennenden Länder zufriedenstellend gelöst. Bis heute gibt es nicht einmal theoretisch bahnbrechende Arbeiten auf diesem Gebiet.

Mit der Abwürgung der Neuen Ökonomischen Politik 1929 begann in der Sowjetunion eine neue – die stalinistische – Etappe, die u.a. durch viele Entscheidun-

gen, die dem Grundkontext des Manifests widersprachen, vorbereitet worden war. Da diese Entscheidungen oftmals durch objektive Umstände erzwungen, also unumgänglich gewesen waren, steht die Frage im Raum, ob die Marx'schen Ideen nicht – wie andere Gesellschaftsentwürfe auch –, wenn sie unter konkreten (und das heißt stets: widersprüchlichen) Bedingungen in Macht umgesetzt werden, einer dialektischen Verkehrung erliegen. Da Vergleichsmöglichkeiten fehlen, können wir aber nicht sagen, ob der Stalinismus ein zwangsläufiges Resultat der russisch-bolschewistischen Entwicklung war, ob also eine wahrhaft sozialistische Umgestaltung (heute spricht man vom Sozialismus mit menschlichem Antlitz) unter anderen Bedingungen möglich gewesen wäre. Tatsache ist (und der Historiker beschäftigt sich eben nur mit Tatsachen), daß die Produktionsbasis der Sowjetunion zwar in dieser Etappe durch die Industrialisierung enorm erweitert wurde, daß auch die (allerdings machtpolitisch gesteuerte) Kulturrevolution andauerte, aber die gesamtgesellschaftliche Entwicklung in krassen Widerspruch zu den Grundpositionen des Kommunistischen Manifestes geriet. Hatten Marx und Engels 1848 erklärt, „der erste Schritt der Arbeiterrevolution ... (ist) die Erämpfung der Demokratie“<sup>19</sup>, so konnte von einer wirklichen Mitbestimmung der Produzenten unter Stalin keine Rede sein, erst recht nicht von der „freien Entfaltung eines jeden“, die nach dem Manifest „die Bedingung für die freie Entfaltung aller“ sein sollte<sup>20</sup>.

Es herrschte nicht das Proletariat, nicht einmal die Partei, sondern die vor dem Diktator liebdienernde Nomenklatura und deren Spitze, die Geheimpolizei. Jegliche Initiative wurde geknebelt, die geistige (vor allem die revolutionäre) Elite zum großen Teil ausgerottet, tatsächliches oder auch nur befürchtetes Andersdenken mit dem Tode oder der Verbringung in die Lager be-

straft, auf die die auf den Spätkapitalismus gemünzten Worte des Manifests zutrafen, nach denen die Existenz der Sklaven nicht einmal innerhalb der Sklaverei gewährleistet sei<sup>21</sup>.

Infolge dieser Entwicklung wurde die Gesellschaftssituation im Sowjetstaat immer unerträglicher. Deshalb entschloß sich eine abermals erneuerte Führung, einige der schlimmsten Auswüchse des Stalinismus unter dem verharmlosenden Stichwort „Personenkult“ aufzudecken. Zu dieser Zeit hatten sich im Ausland jedoch schon viele früher den Marx'schen Ideen verbundene Werktätige von der sich vermeintlich an diesen Ideen orientierenden Sowjetunion abgewandt, weil diese sich außerstande sah, einen dem Westen vergleichbaren Wohlstand zu produzieren. Auch der von „kalten Kriegern“ in den Massenkommunikationsmitteln propagierte Antikommunismus, der vielfach zu recht die Demokratie-defizite der Sowjetordnung bloßstellte, trug zur Desillusionierung ehemals engagierter Menschen bei. Als dann 1956 noch die Moskauer Enthüllungen hinzukamen und immer mehr über die Verbrechen der Stalinzeit bekannt wurde, zerfielen die Reste der revolutionären Weltbewegung.

### Kein Gespenst in Europa

Seither ist der Kommunismus diskreditiert. Er geht nicht mehr um als Gespenst in Europa<sup>22</sup>. Womöglich hat uns da die schwer durchschaubare Dialektik einen Streich gespielt - in dem historischen Moment, in dem das Manifest, ohne an sein eigentliches Ziel herangeführt zu haben, im Westen die größten Wirkungen zeitigte, vererbte der Glaube an dieses Ziel sowohl dort als auch im Osten. Schließlich brach sogar die Sowjetmacht, von enttäuschten Massen kampfflos ausgehebelt, zusammen. Und die Reformer in der Arbeiterbewegung des Westens, die sich einst auf Marx berufen hatten, sammelten sich – nicht an-

ders als die osteuropäischen Kommunisten – endgültig unter dem Aushängeschild von „Volksparteien“. So gibt es im Grunde, wenn man von einigen ehemaligen Hochburgen des Syndikalismus absieht, keine proletarische Bewegung mehr. Allerdings ergibt sich auch die eher negativ zu beantwortende Frage, ob eine rein proletarische Phalanx in der gegenwärtigen Klassenlandschaft noch ihre Berechtigung hat.

Die stalinistischen Praktiken kamen in der DDR und den sogenannten Volksdemokratien nur in abgeschwächter Form zur Anwendung. Da diesen Ländern aber nach 1945 die sowjetischen Partei- und Staatsstrukturen aufgepfropft wurden, schlitterten auch sie - trotz unbestreitbarer wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Erfolge - ins Fahrwasser des Stalinismus, seiner Demokratiefeindlichkeit, seiner geistigen Impotenz und seiner in Grundfragen gegen die Bekenntnisse des Manifests verstoßenden Orientierung. Gegenwärtig sind es eher die ihre neoliberale Marktwirtschaft verteidigenden Unternehmer, die jenen Teil der Marx'schen Lehre neu entdecken, in denen von der Wirtschaft als der Grundlage der Gesellschaft die Rede ist<sup>23</sup>. Einige bürgerliche Publizisten meinen sogar, der im Manifest vorausgesagte Punkt, an dem sich die Bourgeoisie diese Grundlage ihrer Existenz selbst unter den Füßen wegziehe, sei nunmehr erreicht und ein von Marx und Engels angesprochener „gemeinsamer Untergang der kämpfenden Klassen“<sup>24</sup> durchaus denkbar<sup>25</sup>.

Zusammenfassend kann man vielleicht sagen, daß sich gravierende Tendenzen, die das Manifest aufgezeigt hat, durchgesetzt haben, andere aber nicht. Auch der Erkenntnisprozeß hat - wie die Geschichte, mit der er verwoben ist - keinen Schlußpunkt. Vor 150 Jahren reichten Wissen und gesellschaftliche Erfahrung nicht aus, um die Vielfalt der historischen Triebkräfte und ihre Gewichtung in unterschiedlichen Ent-

wicklungsetappen zu erkennen. Da war es schon eine Großtat, das Wesen des Klassenkampfes ergründet zu haben. Die Beschäftigung mit dem historischen Zufall, zu dem ja auch das Wirken von Einzelpersonlichkeiten gehört - ich erinnere nur an Hitler und Stalin -, widersprach der Wissenschaftsgläubigkeit. Die Probleme der fernen Zukunft ließen sich nicht benennen.

Marx und Engels mahnten mit ihrem Werk das Durchdenken sich ändernder Realitäten an. Das unterstrichen sie selbst, auch im Zusammenhang mit dem Manifest<sup>26</sup>. Vor allem haben sie aber eine Klasse, das Proletariat, zum Handeln aufgerufen. Deren Handeln hat vieles bewirkt, oft allerdings indirekt, indem der Widerpart herausgefordert wurde. Wo indes Menschen, die wählten, Repräsentanten dieser Klasse zu sein oder sich als solche ausgaben, Herrschaftspositionen erlangten, haben sie den Ideen das Manifests schwer geschadet.

Die Zukunft ist heute - wie immer (und anders als im Manifest vermutet) - offen. Ob das humanistische Anliegen der dort - so Mehring - „wie in Marmor gemeißelten Sätze“<sup>27</sup> in sie einfließen wird, hängt auch davon ab, inwieweit es gelingt, deren Grundgedanken mit den Erfahrungen insbesondere der letzten 70 Jahre in Einklang zu bringen.

- 1 Vgl. Kommunistische Manifest, Marx/Engels, Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Berlin 1952/53, Bd. 1, S. 33.
- 2 Vgl. Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, ebenda, Bd. 2, S. 138.
- 3 In einer Fußnote zur deutschen Ausgabe des Kommunistische Manifestes von 1883 - vgl. ebenda, Bd. 1, S. 19.
- 4 Vgl. Kommunistische Manifest, a.a.O. S. 32.
- 5 Vgl. Franz Mehring, Karl Marx. Geschichte seines Lebens, Berlin 1985, S. 158, 157.

- 6 Vgl. ebenda, S. 158.
- 7 Vgl. Kommunistische Manifest, a.a.O., S. 34.
- 8 Kommunistische Manifest, ebenda, S. 24.
- 9 Vgl. Kommunistische Manifest, ebenda, S. 36.
- 10 Vgl. Kommunistische Manifest, ebenda, S. 35.
- 11 Vgl. Kommunistische Manifest, ebenda, S. 54.
- 12 Vgl. Kommunistische Manifest, ebenda, S. 26.
- 13 Vgl. Kommunistische Manifest, ebenda, S. 40.
- 14 Vgl. Kommunistische Manifest, ebenda, S. 28.
- 15 Vgl. z.B. Engels, Die Entwicklung des Sozialismus ... (a.a.O., S. 125) und Marx, Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie“ (ASch, Bd. 1, S.337/38)
- 16 Vgl. Engels, Die Entwicklung des Sozialismus, a.a.O., 140.
- 17 Kommunistische Manifest, a.a.O., S. 42.
- 18 Vgl. Engels, Die Entwicklung des Sozialismus ... a.a.O., S. 139 (Unterstreichung von mir - W.R.).
- 19 Kommunistische Manifest, a.a.O., S. 42.
- 20 Kommunistische Manifest, vgl. ebenda, S. 43.
- 21 Kommunistische Manifest vgl. ebenda, S. 34.
- 22 Kommunistische Manifest, vgl. S. 23.
- 23 Vgl. dazu z.B. Katia Davis, Lotse auf der Titanic, in: „Das Blättchen“, 6/98.
- 24 Vgl. Kommunistische Manifest, a.a.O., S. 35 und 24.
- 25 Vgl. Mathias Greffrath, Das Gespenst geht wieder um, in „Die Zeit“, 7/98.
- 26 Z.B. in der Vorrede zur deutschen Ausgabe des Kommunistische Manifestes von 1872 (vgl. ASch, Bd. 1, S. 15 f.).
- 27 Vgl. Mehring, Karl Marx, S. 160.

## Kommunistisches Manifest: Was bleibt heute?

Ich habe meinen Vortrag in drei Teile gegliedert mit jeweils einer Leitfrage.

1. Was taugt das Manifest heute?
2. Welche Antworten gibt es uns auf dem Weg ins nächste Jahrtausend?
3. Welche Fragen sind offen?

Ich habe nur 15 Minuten Zeit und mein Beitrag soll zur allgemeinen Diskussion überleiten. Deswegen habe ich einiges verkürzt und anderes zugespielt.

### 1. Teil: Was taugt das Manifest heute?

Ich möchte zu Beginn aus einem Organ zitieren, das vermutlich kaum jemand im Auditorium liest: aus dem Evangelischen Pressedienst EPD, der Nachrichten- und Presseagentur der Evangelischen Kirchen in Deutschland. Im EPD-Wochenspiegel Nr. 9 vom 26.2.1998 heißt es auf S.9: „Kommunistisches Manifest. Theologen: Bestürzend Aktuell“.

Das vor 150 Jahren erschienene Kommunistische Manifest ist nach Ansicht des Wittenberger Pfarrers Friedrich Schorlemmer und anderer evangelischer Theologen „bestürzend aktuell“. Viele Analysen von Karl Marx träfen heute zu, sagte Schorlemmer am 23. Februar dem epd in Frankfurt. Er verwies dabei auf die wirtschaftliche Globalisierung, in deren Folge ein Land „zum Standort degeneriere“. Menschen würden als „freizusetzende Kräfte“ verdinglicht und in die Arbeitslosigkeit entlassen, weil sie hier zu teuer seien.

Die erkämpften Rechte werden nach Worten Schorlemmers den Menschen heute wieder weggenommen. Daher dürfe die Utopie von Gerechtigkeit nicht aufgegeben werden. Er äußerte sich überzeugt, daß es eine neue fundamentale Gesellschaftskritik

geben müsse, die kommunistische Ideen aufnehme, „allerdings geläutert durch die Erfahrungen unseres Jahrhunderts“. Nie wieder dürften dabei Freiheit und Gleichheit gegeneinander ausgespielt werden, an die Seite des „Gleichheitsmanifestes“ müsse ein „Freiheitsmanifest“ gestellt werden.

Schorlemmer las letztes Jahr auf einer Veranstaltung des Leipziger Evangelischen Kirchentages gleichermaßen erstaunt: wie interessierten Zuhörerinnen und Zuhörern aus dem Manifest vor und empfahl dessen Lektüre.

### 2. Teil: Welche Antworten gibt es uns auf dem Weg ins nächste Jahrtausend?

Die Zentralantwort ist immer noch die Eigentumsfrage als Grundfrage einer jeden sozialistischen Bewegung. Im Gegensatz zu vielen enttäuschten Linken, besonders der Toscana-Fraktion, weiß das Kapital ganz genau die Bedeutung des Privateigentums einzuschätzen. Wie sonst wäre der immer noch geführte Kampf der „Alt-Eigentümer“ gegen das Ergebnis der Bodenreform und gegen die Enteignungen nach 1945 zu erklären? Siegfried Mrotzek, dichtender Arbeiter aus Dortmund, brachte dies vor 20 Jahren auf den Begriff: „Was die Kapitalisten zu Vorbildern macht, ist ihr Klassenbewußtsein!“

Die Linke ist oft in der Gefahr unmoderner zu sein als der Kapitalismus. Wir leben heute nicht in einem „abstrakten Kapitalismus“. Wir leben in einer Öl- und Autogesellschaft. Dies wird nicht nur am Thema 5,-DM pro Liter Benzin deutlich. Vom Umsatz der 100 größten Konzerne der Welt entfallen rund 2/3 auf die Öl- und Autokonzerne und die Reifenindustrie. (Forbes 1996). Dies macht die Bedeutung ökologischer Fragestel-

lungen für die heutige und künftige sozialistische Theoriebildung deutlich. Produktivkraftentwicklung kann nicht die Übertragung des amerikanischen oder deutschen Motorisierungsgrad auf den Rest der Welt bedeuten.

Marx und Engels haben oft in ihren politischen Prognosen geirrt.

„Ihre Analysen der objektiven Grundstrukturen des Kapitalismus und seiner Entwicklungsdynamik waren wesentlich genauer als ihre politischen Schlußfolgerungen. Leider ist in der Geschichte des marxistischen Denkens viel zu wenig auf diese Problematik, offenbar ein Widerspruch zwischen Strukturanalyse und Handlungstheorie ... im Blick auf gravierende Defizite einer politischen Theorie des Marxismus ..., eingegangen worden.“ (Frank Deppe, Ein Gespenst geht um, in: Sozialismus 3/98, S.5)

Dies soll aber nicht die Bedeutung des Manifests schmälern.

„Kurzum, was 1848 einem unvoreingenommenen Leser als revolutionäre Rhetorik oder bestenfalls als eine plausible Prognose erscheinen mochte, kann heute als eine knappe Beschreibung des Kapitalismus am Ende des 20. Jahrhunderts gelesen werden. Von welchem anderen Dokument aus den 10 Jahren nach 1840 läßt sich das sagen?“ (Eric Hobsbawm in: Anhaltende Zukunft eines Totenscheins, FR v. 14.2.1998)

### 3. Teil: Welche Fragen sind offen?

Das Jahr 1998 ist ein Jahr der Jubiläen. 30 Jahre '68er Bewegung, 80 Jahre Novemberrevolution, 150 Jahre Manifest und bürgerliche Revolution. Aber auch das Jahr des 100. Geburtstages von Bertold Brecht. In den „Geschichten vom Herrn Keuner“ heißt es:

„Ich habe bemerkt“, sagte Herr K., „daß wir viele abschrecken von unserer Lehre dadurch, daß wir auf alles eine Antwort wissen. Könnten wir nicht im Interesse der Propa-

ganda eine Liste der Fragen aufstellen, die uns ganz ungelöst erscheinen?“

Ich denke, daß es heute nach dem Desaster des verstaatlichten Sozialismus nicht nur im Interesse der Propaganda liegt, Fragen zu stellen. Wir brauchen diese Fragen vor allem für uns und auch dafür, daß sich hoffentlich bald wieder mehr Menschen für unsere Antworten interessieren. Thomas Kuczynski hat vor 1 ½ Jahren in einem Ham-



burger Vortrag zur gegenwärtigen Situation formuliert. „Das moralische Prestige des Sozialismus ist vernichtet“.

Wir haben heute ein mindestens dreifaches Scheitern zu konstatieren.

- Gescheitert ist: der „realsozialistische Versuch“ der kommunistischen Parteien der III. Internationale, auch wenn es noch Überreste gibt.
- Gescheitert ist: das Projekt des „keynesianischen Wohlfahrtsstaates der sozialdemokratischen II. Internationale“, auch wenn es noch Überreste gibt.
- Gescheitert sind: alle bisherigen dritten Wege von Jugoslawien über Nicaragua bis Algerien.

- Gescheitert ist: noch nicht der Kapitalismus. Er ist übriggeblieben. Hat er deswegen gesiegt?

### Unvollständige und äußerst provisorische (An-)Frageliste:

1.) Die Annahme im Manifest, daß der Arbeiter sich nicht mit dem Fortschritt der Industrie hebt, sondern immer tiefer herabsinkt (MEW 4, 473), ist gerade durch die Klassenkämpfe widerlegt worden. Die Pauperisierung in den industriellen Zentren ist durch den gewerkschaftlichen Kampf und die reformistische Politik verhindert worden und der errungene Sozialstaat hat ein Niveau der Arbeiterklasse geschaffen, das zu Marxens Zeiten undenkbar war. Mittlerweile hat auch die arbeitende Klasse mehr zu verlieren, als ihre Ketten. Gleichzeitig hat sich der Kapitalismus als derart elastisch und reformfähig erwiesen, daß er der Mehrheit der Lohnabhängigen eine immer noch einigermaßen komfortable Perspektive geben kann.

2.) Die Annahme, der Arbeiter „wird ein bloßes Zubehör der Maschine, von dem nur der einfachste, eintönigste, am leichtesten erlernbare Handgriff verlangt wird“ (MEW 4, 468/69), ist in der Wirklichkeit der BRD nicht mehr haltbar. Wer z.B. eine Ahnung vom Inhalt des Berufes des Industriemechanikers/Fachrichtung Fertigungstechnik hat, weiß, daß ein solcher Arbeiter mit seinen Tätigkeiten „Überwachen, Steuern, Korrigieren“ eher dem klassischen Bild des Kopfarbeiters entspricht, als dem uns Linken durch die Agitationsmuster so vertrauten Bild des schweißigen Arbeiters im schmutzigen Blaumann.

3.) Das klassische revolutionäre Subjekt, die arbeitende Klasse, befindet sich nicht gerade in einem uns Linke ermutigenden Zustand. Die Annahme eines quasi gesetzmäßigen Zusammenhangs von kapitalistischer Krise und proletarischer Bewußtwerdung ist bis jetzt nicht eingelöst. Die Vision vom Proletariat als einem einheitlichen, geschlos-

sen „Totengräber des Kapitalismus“ hat sich als nicht realistisch erwiesen.

4.) Die Arbeiterklasse war in diesem Jahrhundert in Deutschland eine verändernde Kraft, wenn es darum ging, ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft zu verbessern. Von proletarischem Klassenbewußtsein im Sinne von Marx und Engels und einer entsprechenden Politik ist heute in den entwickelten kapitalistischen Gesellschaften wenig zu bemerken. Von Kämpfen mit dem Ziel der Aufhebung des Kapitalverhältnisses noch weniger.

5.) Das Manifest ist in seiner Wirkungsgeschichte weitgehend als eine Begründung vom „unvermeidlichen Gang der Geschichte“, von den objektiven Gesetzmäßigkeiten und dem mit Sicherheit kommenden Sozialismus gelesen worden. Bei Marx und Engels ist das Proletariat nur insofern zur Herrschaft berufen, als es sich dazu als fähig erweist. Kann sich das Proletariat auch als unfähig erweisen?! Ist der Position Erich Hahns, „daß von einer oder gar der historischen Mission der Arbeiterklasse nicht die Rede sein kann“, (ND v. 26./27.4.1997) zuzustimmen?

Exkurs zu E.P. Thompson: „Die bewußte, handlungsfähige politische Klassenbewegung ist nicht das automatische Resultat einer quasi naturgesetzlichen ökonomischen Entwicklung, sondern das Resultat eines historischen Lernprozesses, in dem natürlich auf der Basis einer objektiven Klassenlage ökonomisch-soziale Interessen, kulturelle Traditionen, die Erfahrung politisch-sozialer Kämpfe und bewußte organisatorische und politische Anstrengungen zusammenwirken.“ (Peter von Oertzen in ND v. 17.1.97)

6.) Die Internationalisierung des Kapitals hat nicht zum Verschwinden der „nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker“ (S.479) geführt, vielmehr ist die Wirkung nationalistischer Ideologien auch in der Arbeiterklasse bis heute kaum gebrochen. (Deutsche Arbeit für deutsche Arbeiter; Sicherung des Standortes Deutschland)

7.) Das Manifest ist ein Männer-Manifest. („Je weniger die Handarbeit Geschicklichkeit und Kraftäußerung erheischt, ... desto mehr wird die Arbeit der Männer durch die der Weiber verdrängt“ (S.469).

Eine sozialistische Bewegung, die die Geschlechterfrage nicht integriert, wird kaum hegemoniefähig werden können.

8.) Das Manifest atmet den Geist eines sich entwickelnden einheitlichen Weltkapitalismus. Heute können wir konstatieren, daß die Ungleichzeitigkeit der Entwicklung noch kein einheitliches kapitalistisches System hervorgebracht hat, sondern bestehende Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse aufgenommen hat, sie verschluckt, verändert und mit neuem Inhalt gefüllt hat.

Es gibt eine Menge Unterdrückung in der Welt, die sich nicht funktional aus dem Kapitalismus erklären läßt. Die Entwicklung des Wirtschaftssystems hat sie allerdings auch nicht unberührt und unverändert gelassen.

9.) Marx und Engels erwarteten die Revolution in den fortgeschrittensten kapitalistischen Zentren. Statt dessen fanden bisher erfolgreiche Revolutionen nur an der Peripherie statt. Bricht die Kette nur an ihren schwächsten Kettengliedern?

10.) Aufhebung des Privateigentums: Für mich die Zentralfrage: „In diesem Sinn können die Kommunisten ihre Theorie in dem einen Ausdruck: Aufhebung des Privateigentums zusammenfassen“. (MEW 4, 475). Wie und auf welche Weise die Verfügung über Produktions- und Konsumtionsmittel dann organisiert werden soll, blieb im Manifest offen. Nach dem Ende des verstaatlichten Sozialismus wird auch in der Linken die These aufgestellt, daß Sozialismus ohne Markt und Privateigentum funktionsunfähig sei. Wie kann ein neues gesellschaftliches Verhältnis aussehen, welches das Kapital zu ersetzen imstande ist?

11.) Vernachlässigung der sozialen und kulturellen Teile des Erbes der bürgerlichen Gesellschaft: Es hat sich herausgestellt, daß

der Wunsch nach „Gerechtigkeit und Freiheit“ doch allen gesellschaftlichen Zuständen gemeinsam ist. Die „bürgerlichen“ Freiheitsrechte, die sich das Proletariat historisch erkämpfen mußte, sind in wesentlichen Teilen der Arbeiterbewegung gering geschätzt worden. (Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit!) Damit korrespondierte ein verstaatlichter Begriff von Sozialismus. Eine prinzipielle Bürokratie,- Staats und Parlamentarismuskritik fehlte deshalb. „Marx und Engels selber standen übrigens, ungeachtet aller fraktionellen Kämpfe mit den Anhängern Bakunins, den Prinzipien des Anarchismus näher als die meisten der späteren oder gar der heutigen ‚Marxisten‘“. (Peter von Oertzen im ND v. 17.1.1997, Artikel zum „Kommentar des PDS-Programms. Peter von Oertzens Sinnpruch: Nicht „zurück zu Marx“ sondern „vorwärts zu Marx“)

Peter von Oertzen im ND v. 11.4.1997: „Ein Sozialismus ohne gesicherte Menschenrechte, freie demokratische Meinungs- und Willensbildungsprozesse sowie materiell und rechtlich garantierte Möglichkeiten realer Emanzipation ist nicht etwa ein Sozialismus mit kleinen Fehlern, sondern überhaupt kein Sozialismus!“

Schlußsatz I: „Daß es so weitergeht, ist die Katastrophe“ (Walter Benjamin).

Schlußsatz II: „Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotive der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zuge reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse“ (auch Walter Benjamin).

Maik Eisfeld

## Kirche und Arbeiterbewegung – ein (un)gebrochenes Verhältnis

Bericht von der Jahrestagung 1998 des BRSD zur Zukunft des Religiösen Sozialismus

„Religiöser Sozialismus so etwas gibt es überhaupt? Ich war immer der Meinung, Religion und Sozialismus würden nie zusammenpassen.“ Diese Frage einer älteren interessierten Dame war nicht die einzige dieser Art, die gestellt wurde, als sich am 1. und 2. Mai ein kleiner Kreis in der Kommende Dortmund, dem Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn, zusammenfand, um über die Beziehung der Kirchen zur Arbeiterbewegung und die Zukunft des Religiösen Sozialismus nachzudenken.

Am ersten Tag referierte Pfarrer Dr. Arnold Pfeiffer aus Idar-Oberstein über „Das religionskritische Erbe des religiösen Sozialismus“ (Der Vortrag findet sich in dieser Ausgabe von CuS). Er gab einen Überblick über die Geschichte dieser Bewegung, ihr Mitwirken in der Gesellschaft und das oft gestörte Verhältnis zu den Kirchen.

Am Folgetag versuchte Dr. Klaus Krepel aus Bielefeld, in seinem Vortrag eine Antwort auf die Frage zu finden, ob wir heute wieder Sozialistinnen und Sozialisten brauchen. Er stellte einige historische Persönlichkeiten vor, wie den Publizisten Walter Dirks, der der Bewegung der Religiösen Sozialisten nahe stand.

In der anschließenden lebhaften Diskussion wurde deutlich, daß ein Bekenntnis zu christlichem Glauben und ein gleichzeitiges Engagement für die sozialistische Bewegung sich nicht nur nicht ausschließen, sondern ganz im Gegenteil sich wunderbar ergänzen können.

Es wurde die These aufgestellt, daß in der Vergangenheit die Vertreter der sozial-

istischen (zum großen teil auch atheistischen) Arbeiterbewegung der Botschaft des Evangeliums bedeutend näher standen als die Vertreter der Amtskirche, die es nur all zu oft mit den Reichen und Mächtigen dieser Welt hielten. Eine bahnbrechende, für nicht wenige sicherlich ketzerisch wirkende Erkenntnis, die aber nach einigem Überlegen einleuchtete..

Sicher, der in den einstigen Ostblockstaaten gescheiterte „Realsozialismus“ ist eine schwere Hypothek, die auch den Vertretern des Religiösen Sozialismus oft hart zu schaffen macht. Doch ist es gerade in diesem Zusammenhang wichtig, darauf hinzuweisen, den gescheiterten Versuch nicht gleichzutun mit dem Scheitern der Idee als solcher.

Gerade in der heutigen Situation der neoliberalen Zersetzungspolitik, in der alle sozialen Erfolge in größter Gefahr sind, ist es wichtig, alternative Gesellschaftsmodelle anzubieten. So wird es in Zukunft noch jede Menge an Aufklärungsarbeit geben müssen.

Der Spagat zwischen Kirche und Sozialismus ist nie leicht gewesen, aber nach den Ereignissen von 1989/90 ist es besonders schwer geworden, das Entweder-oder durch ein Sowohl-als-auch zu ersetzen.

Zugleich mit dieser Veranstaltung fand auch die Jahresversammlung des BRSD statt. Bewußt war das Wochenende gewählt worden, das den 1. Mai, den traditionellen Arbeiterkampftag enthielt. So war es auch möglich, gemeinsam die Demonstration in Dortmund zu besuchen.

## Das religionskritische Erbe des religiösen Sozialismus

Unter „religiösem Sozialismus“ ist hier die deutsche Bewegung verstanden, die in den Jahren 1919 bis 1933 diesen Namen trug. Ihr ging die religiös-soziale Bewegung in der Schweiz um Leonhard Ragaz und andere voraus. Manfred Böhm hat zutreffend gezeigt, daß die lateinamerikanische Befreiungstheologie der Gegenwart, deren Intentionen bei uns von den „Christen für den Sozialismus“ aufgenommen werden, deutliche Parallelen zumal zum Lebenswerk von Leonhard Ragaz aufweist. Es ist daher angemessen, bei „religiösem Sozialismus“ auch die Befreiungstheologie ins Auge zu fassen.

Nicht vergessen werden dürfen die Bemühungen von Heinrich Mertens und seinen Freunden vor allem im Kölner Raum, die sich „im roten Blatt der katholischen Sozialisten“ ein Organ geschaffen hatten, sowie der Kreis um den „kleinen“ Otto Bauer in Wien mit dem „Menschheitskämpfer“.

### Katholizismus und soziale Erneuerung

Eine heutige Betrachtung kann an der Stelle einsetzen, wo Leonhard Ragaz 1929 sein Konzept des religiösen Sozialismus im „Roten Blatt der katholischen Sozialisten“ vorstellt.

Religiöser Sozialismus könne „nicht ein bloßer durch die Zeitlage bedingter Anhang zu der bisherigen Theorie und Praxis des Christentums sein“, sondern vielmehr sei mit diesem Begriff, der vordergründig „ein bloßer Zufallsname“, „ein Oberflächenwort“ sei, nicht weniger gemeint als „ein neues Verständnis der Christuswahrheit“, ein Gehorsamsakt gegenüber „dem

Rufe dessen, der in der Not und Verheißung dieser Zeitenwende an die Tür der Christenheit pocht“. Insofern es (Ragaz nimmt einen Begriff von Tillich auf) dabei um das „Unbedingte“ gehe, erscheine die Bindung an eine Partei oder ein Parteiprogramm „beinahe als lächerlich“.

Was nun die Verbindung zum Katholizismus betreffe, so sei der Katholizismus als Universalismus zu verstehen, während der Sozialismus Genossenschaftlichkeit bezeichne. Beides hänge innerlich zusammen. Der „letzte, tiefste, heiligste Sozialismus“ könne im katholischen Begriff der Kirche gefunden werden. Den „katholischen Grundgedanken“, „daß alle Wirklichkeit dem Gesetz Christi untertan und dadurch erlöst werden müsse“, will Ragaz sich seinerseits zu eigen machen.

„Wir ahnen“, so schließt er diese Betrachtung vom November 1929, „daß aus den Tiefen des Katholizismus mit besonderer Macht und besonderer Art noch der Strom sozialer Erneuerung brechen werde.“

Das Erscheinen der Enzyklika Quadragesimo anno, die Pius XI. am 15. Mai 1931 herausgab, löste unter den katholischen Sozialisten einen Schock aus, stellte sie doch bündig fest, man könne nicht gleichzeitig wahrer Christ und wahrer Sozialist sein. In heutiger Sicht wird man die Forderung nach sozialer Reform, die diese Enzyklika erhebt, sehr wohl beachten und das an sie anschließende sozialtheologische Werk des Jesuiten Oswald von Nell-Breuning würdigen müssen. Dennoch kann die Zurückweisung von Wort und Sache des Sozialismus in dieser Enzyklika nicht über-

sehen werden, und wir haben zu fragen: Was bedeutet heute das Zensurieren der Befreiungstheologie durch die Glaubenskongregation (Kardinal Ratzinger)? Hier ist namentlich an das bewegende persönliche Schicksal von Leonardo Boff zu erinnern, der in seinem Buch „Kirche Charisma und Nacht“ (deutsch 1985) Studien zu einer

streitbaren Ekklesiologie vorgelegt und „Pathologien des römischen Katholizismus“ offengelegt hatte. Der Schweizer Missions-Kapuziner Walbert Bühlmann hat die Vision einer Weltkirche entfaltet, die Kontinentalkirchen mit jeweils eigenwüchsiger Entwicklung in sich schließt. Die Würdigung der Arbeit der Päpstlichen Kommis-

### Abo und Geschenk-Abo »CuS«

Seit 1948 erscheint die Vierteljahrszeitschrift der deutschen Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten: »Christ und Sozialist/Christin und Sozialistin (CuS)«

Das Jahresabo kostet DM 30,- (Ausland DM 35,-) incl. Versand. Die tatsächlichen Kosten können durch ein »Förder-Abo« gedeckt werden, um das wir unsere LeserInnen mit eigenem Einkommen bitten. Der Preis für dieses Förder-Abo beträgt DM 40,-, DM 50,- oder mehr. Der Mitgliedsbeitrag im Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten beträgt zur Zeit DM 90,- pro Jahr; darin enthalten ist das Abo für »CuS« sowie der Mitglieder-Rundbrief. Beträge über DM 30,- sind steuerlich absetzbar.

An BRSD: c/o Martina Ludwig, Hohensteiner Straße 12, 09117 Chemnitz

Ich möchte Mitglied werden im BRSD (Bezug von »CuS« inclusive!)

Hiermit abonniere ich »CuS« ab Heft Nr.:

zum Bezugspreis von DM 30,- (Ausland DM 35,-) im Jahr,

zum Förderpreis von DM  im Jahr.

Hiermit bestelle ich ein Geschenk-Abo von »CuS« ab Heft Nr.:  bis

Heft Nr.:  /bis auf Widerruf für

Name

und

Anschrift:

zum Bezugspreis von DM 30,- (Ausland DM 35,-) im Jahr,

zum Förderpreis von DM  im Jahr

BestellerIn:

Datum:  Unterschrift:

sion „Justitia et Pax“, etwa auch der Sozialenzyklika Johannes Pauls II. „Sollicitudo rei socialis“ vom Februar 1988 (der allerdings die Enzyklika „Centesimus annus“ von 1991 mit ihrer erneuten Verurteilung des Sozialismus gegenübersteht), verbindet sich bei Bühlmann mit der Frage: Welche Art von Christ-sein, von Kirche-sein zeigen uns z.B. die franziskanisch orientierten Frauen in Brasilien oder in Korea?

Dem Kardinal Ratzinger in Rom steht der Kardinal Paulo Evaristo Arns in Sao Paulo gegenüber, der sagen kann: „Die Verteidigung der Rechte der Armen setzt einen Prozeß gegen die Logik der Gesellschaft ins Werk, die sich auf den Wert des Tauschhandels, des Gewinns und der Ausbeutung aufbaut. Der Geist der Armut ist eine radikale Verurteilung des Geistes und der Logik, die in der Organisation und Dy-

namik dieser Gesellschaft walten“ (in: Boff/Bühlmann, Baue meine Kirche auf, Düsseldorf 1983, S.86).

Solche Stimmen machen darauf aufmerksam, daß Ragaz sich nicht geirrt hat, wenn er einen „Strom sozialer Erneuerung“ ins Auge faßte, der einmal aus dem Katholizismus hervorbrechen werde.

### Erscheinungsformen des religiösen Sozialismus

Bei dem folgenden Versuch einer Typologie von Erscheinungsformen des religiösen Sozialismus sei, um Mißverständnissen vorzubeugen, vorausgeschickt, daß es hier nicht darum gehen soll, das gesamte Lebenswerk von Hermann Kutter, Leonhard Ragaz, Erwin Eckert, Eberhard Arnold und anderen den hier vorgeschlagenen Kategorien zu subsumieren. Ich betone vielmehr

ausdrücklich, daß sich bei allen Genannten auch Aussagen finden lassen, die in diesen Kategorie nicht aufgehen. Der hier unternommene Versuch möchte zu einer kritischen Bilanz anregen, die ehrlicher Weise Fehlentwicklungen und Gefahren nicht verschweigen kann.

Der religiös-soziale Impuls, in religiösem Sozialismus sich konkretisierend, hat eine vierfache Gestalt gewonnen: die prophetische, die doktrinaire, die rigoristische und die biophile Gestalt.

### 1. Die prophetische Gestalt oder: „Was die Kirche tun sollte, tun die Sozialdemokraten“

Die prophetische Gestalt ist aufzuweisen an Hermann Kutters Buch „Sie müssen!“ von 1903. Der Mammon, so sagt er, fällt nicht durch bloße Gesinnungen, sondern nur durch Taten; Taten, wie sie die (damaligen!) Sozialdemokraten tun. „Müssen sie nicht sagen, daß die Unterschiede zwischen den Menschen aufzuhören haben? Müssen sie nicht fordern, daß die Menschheit eine große Einheit bilde, wenn es der Mammon ist, der sie in tausend Splitter zerspaltet? Müssen sie nicht verlangen, daß die Schranken der Nationen dahinfallen, da es doch eine zugestandene Wahrheit ist, daß Reichtum, Mammon die Kraft der Nation ausmacht? Müssen sie nicht weissagen von einem neuen Zeitalter, wenn die bisherigen lediglich ein Gebilde des Mammons sind?“

Dieses ihr Müssen ist aber ein Müssen von Gott aus: „Gott waltet in ihnen und gerade im Name Gottes bekämpft sie die Kirche!“

Diese prophetische Gestalt des religiös-sozialen Impulses faßt die ursprüngliche Jesusbotschaft als eine Botschaft der realen Veränderung auf Erden auf: der Mammon muß Gott weichen. Insofern nun die Sozialdemokraten (von damals!) gegen den

Kapitalismus, die Mammonsherrschaft, ankämpfen, tun sie das Werk Gottes.

„Die Kirche ist vernünftig, kulturfriedlich, praktisch und brauchbar geworden. Aber sie wirft der Sozialdemokratie Gottlosigkeit vor zur Beschwichtigung ihres pochenden Gewissens. Die Bereitwilligkeit, überall Gottlosigkeit zu sehen, wo das bloße Bekenntnis zu Gott verneint wird, mit ‚Gottlosigkeit‘ eine Bewegung zu brandmarken, deren radikale Postulate gerade göttliche Kraft verraten, ist selbst Gottlosigkeit. Kann die Sozialdemokratie den Gott anerkennen, in dessen Namen die Geschäfte des Mammons besorgt werden? Die Rollen haben sich vertauscht. Die Kühnen und Gewaltigen sind matt geworden und die Matten, Geringen und Elenden kühn und gewaltig. Was die Kirche tun sollte, das tun die Sozialdemokraten. Wo Gott wohnen sollte, da bleibt er ferne, und wo man ihn nicht anerkennt, da wohnt er. Wie damals, als die ersten Heiden Einzug hielten in sein Reich, so heißt es heute:

„Ich bin erfunden worden von denen, die mich nicht gesucht haben; und zu den Heiden, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich: Hier bin ich, hier bin ich“ (Jes. 65,1).

Zu Israel aber spricht er: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedenken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist“ (Jes. 65,2).

Und Jesus sagt: „Die Ersten werden die Letzten sein, und die Letzten werden die Ersten sein.“

Es ist vielleicht hilfreich, die Stellen aus dem Jesajabuch noch einmal in einer neueren Übersetzung (Hoffnung für alle, 1996) wiederzugeben:

Jesaja 65,1: „Der Herr spricht: ‚Von denen, die mich gar nicht gesucht haben, ließ ich mich finden, und denen, die nie nach mir fragten, habe ich mich gezeigt. Zu Menschen, die nicht aus meinem Volk wa-

Der Preis des Abos ist am Anfang des Kalenderjahres auf unser Konto bei der Postbank Dortmund Nr. 189 389-464 (BLZ 440 100 46) zu überweisen. Leichter geht es für beide Teile, wenn Sie uns eine Abbuchungserlaubnis erteilen (auch »Alt-AbonnentInnen«).

KontoinhaberIn: \_\_\_\_\_

Anschrift: \_\_\_\_\_

Hiermit ermächtige ich den Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V. widerruflich

eine einmalige Spende in Höhe von DM \_\_\_\_\_,

die Abo-Gebühr für »CuS« von DM 30,- (Ausland DM 35,-) im Jahr,

die Gebühr für ein Förder-Abo in Höhe von DM \_\_\_\_\_ im Jahr von meinem

Konto bei der (Kreditinstitut)

BLZ \_\_\_\_\_ Konto-Nr. \_\_\_\_\_ einzuziehen.

Datum: \_\_\_\_\_

Unterschrift: \_\_\_\_\_

Die Abbuchungsermächtigung bezieht sich auf ein  Neu-Abo  Alt-Abo

ren, habe ich gesagt: Seht her, hier bin ich!"

Vers 2: „Auch nach meinem eigenen Volk, das sich nichts sagen läßt, habe ich meine Hände ausgestreckt. Immer wieder wollte ich sie einladen. Doch sie weisen mich ständig ab, sie machen, was sie wollen, und gehen falsche Wege.“

Dazu Vers 5: „Begegnet man ihnen, dann rufen sie schon von weitem: ‚Halt! Keinen Schritt näher! Rühr mich nicht an, denn ich bin zu heilig für dich!‘“

Der Freiheit Gottes in seiner Offenbarung, die hier betont wird, steht der menschliche Drang nach Selbstaufpreisung entgegen: es wird ein Monopol des Religiösen, des Heiligen behauptet. Der Gott, der, wie Abraham Heschel sagt, „auf der Suche nach dem Menschen“ ist, läßt sich durch solche Monopole nicht aufhalten, seine Menschen deutlich außerhalb, aber dann eben auch (weiterhin und immer wieder!) innerhalb der Zäune und Mauern zu suchen und wachzurütteln. Dabei spricht der Prophet die Sprache Jesu, wenn er vom Einladen Gottes spricht.

Kutter pointiert: „Was die Kirche tun sollte, das tun die Sozialdemokraten.“ In dieser Sichtweise wird an die Kühnheit des alten Propheten angeknüpft, der Gottes Zuwendung zu den „Heiden“ beschreibt, also schon, wie Bühlmann heute sagt, Gott zu allen Menschen gehen sieht. Dieser Universalismus des Heils schließt ein, daß Gott sich neue Werkzeuge sucht und sie auch findet, wenn die alten Werkzeuge versagt haben.

Was hier, bei Kutter, passiert, ist keineswegs der Eintritt in die sozialistische Bewegung (hier liegt der große Unterschied zu Ragaz und anderen!), sondern ein Wechsel der Perspektive für die Christenheit. Als Erbe dieser prophetischen Gestalt des religiös-sozialen Impulses läßt sich bestimmen das Hinüberschauen von der Kirche in ihrer

Jetztgestalt zum Reich Gottes, das als Macht der Gerechtigkeit identifiziert wird.

## 2. Die doktrinaire Gestalt oder: „Das Evangelium zur Ertüchtigung des kämpfenden Sozialisten“

Gehen wir über zur doktrinären Gestalt des religiös-sozialen Impulses, so wollen wir zunächst Erwin Eckert hören, der lange Bundesvorsitzender des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands war und die religiösen Sozialisten hineinstellen wollte in den Klassenkampf des Proletariats.

In der von Georg Wünsch herausgegebenen „Zeitschrift für Religion und Sozialismus“ (Jg. 2, 1930, S.163-168) scheut sich Eckert nicht, folgende Maxime Lenins voll für sich zu übernehmen:

„Auf dem Wege der marxistischen Theorie nähern wir uns der objektiven Wahrheit immer mehr und mehr (ohne sie jemals zu erschöpfen); auf jedem anderen Wege aber können wir zu nichts anderem gelangen als zu Konfusion und Lüge.“

Daß Karl Marx selber solchem Doktrinarismus ablehnend gegenüberstand (er blieb der Losung de omnibus dubitandum verpflichtet), stört den Führer der religiösen Sozialisten nicht: er möchte wesentlich und willentlich in seiner Einschätzung des „Marxismus“ nicht Marx selber, sondern Lenin folgen!

Entsprechend sind denn auch die „Richtlinien der religiösen Sozialisten“ von 1928 gehalten (Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes, 10. Jg., Nr. 33, 12. 8. 1928):

„Das privatkapitalistische System bedingt den Klassenkampf in der Wirtschaft, im Staate und in allen Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens. Die besitzende und darum herrschende Klasse sucht das Bestehende zu sichern, die abhängige und besitzlose Klasse zu unterdrücken und zu ihrem Vorteil auszunutzen.“

Die unterdrückten Massen aber suchen sich zu befreien und eine bessere Art des

Lebens der Menschen untereinander zu erzwingen. Das Proletariat führt diesen Klassenkampf gemäß den Erkenntnissen, die es Karl Marx verdankt.“

„Die besondere Aufgabe der religiösen Sozialisten ist es, die Kräfte des Evangeliums für das Leben des einzelnen Menschen und für den Aufbau der sozialistischen Gemeinschaft wirksam zu machen.“

Das Evangelium, so heißt es in dem „Manifest“ „Was wollen die religiösen Sozialisten?“ von 1928 (Sonntagsblatt, 10. Jg., Nr. 41), diene der „inneren Vorbe-



Die Autoren: So sah Stalinpreisträger Schukow die Arbeit am Manifest.

reitung und Ertüchtigung des kämpfenden Sozialisten“.

Das Doktrinaire liegt hier in der Rezeption „des Marxismus“, sowohl in der Klassenkampftheorie wie in der Theorie vom unaufhaltsamen Sieg des Sozialismus, der (hegelisch gesehen) „notwendig“ auf den Kapitalismus folgen müsse. So ist das (von Eckert sehr wohl durchgehaltene!) prophetische Pathos der Anklage gegen Ungerechtigkeit nur Begleitmusik zum sozialistischen Engagement. Dieses wird durch das

religiöse nur ergänzt, während es bei Kutter um die Durchsetzung des eigentlichen Interesses der Religion geht, das dahin geht, dem Willen Gottes wieder Bahn zu schaffen.

Für Eckert ist die Religion eine Funktion der Klassengesellschaft. Gegenüber der marxistischen (und leninistischen) Orthodoxie hebt sich Eckert nur dadurch ab, daß er für die Zukunftsgesellschaft ein fortdauerndes Bedürfnis nach Religion (im Sinne von Orientierungsgebung) postuliert, wie denn Religion gegenwärtig den proletarischen Klassenkämpfer sittlich zu stärken hat. Das Interesse des Klassenkampfes instrumentalisiert das Evangelium. Dies ist Eckerts doktrinaire Gestalt des religiös-sozialen Impulses; in der prophetischen Gestalt dieses Impulses waren die Sozialdemokraten Werkzeuge des Gotteswillens.

Eckerts „Manifest“ von 1928 enthält die Worte (Sonntagsblatt 1928, Nr. 41): „Allen nach der letzten Wahrheit, nach Erlösung und Ewigkeit suchenden Menschen steht der Bund der religiösen Sozialisten offen.“ Damit übernimmt der „Bund“ eine quasi kirchenähnliche Funktion.

Wir möchten das doktrinaire Konzept Eckerts mit folgenden Worten Leonardo Boffs kontrastieren, der die Intentionen der Befreiungstheologie ausspricht: „In den Schreien der Unterdrückten schallt der Anruf Gottes an unser Ohr. Dabei geht es nicht um Sozialismus oder Kapitalismus, sondern um Gehorsam gegenüber dem Wort, das uns zur Umgestaltung der Gesellschaft einlädt.“ (Von der Würde der Erde, Düsseldorf 1994, S. 128.)

Doktrinarismus bedroht die prophetische Perspektive, Befreiungstheologie läßt sie weiter wirksam werden. Boff ist sicherlich nicht verdächtig, die Notwendigkeit sozialistischer Option aufzuweichen, aber er kennt, in biblischer Tradition stehend, noch die Souveränität des Wortes, die bei Eckert in Vergessenheit gerät. Dies bedingt denn

auch, daß es nicht um die „Erzwingung“ neuer, besserer Verhältnisse geht, sondern noch und noch um eine „Einladung“ Gottes.

Wenn wir den doktrinären Typ des religiös-sozialen Impulses auch bei Leonhard Ragaz vertreten sehen, so gilt es (speziell bei ihm!) erneut zu betonen, daß er keineswegs in diesem Typ aufgeht. In seinem (sehr frühen!) „ökologischen“ Engagement nimmt er Einsichten des Typs voraus, den wir hier den biophilen nennen, und sein konsequenter und opferreicher Pazifismus (der ihn in der Schweiz besonders isolierte) hebt sich in erfreulicher Weise von den Konzessionen ab, die Kutter an den Militarismus (und auch noch an den deutschen) machte. Auch dürfen wir nicht von Ragaz reden, ohne seiner Verbundenheit mit Martin Buber und einem prophetisch in seiner Menschheitsbedeutung geschauten Israel zu gedenken.

In dem Buch „Die Botschaft vom Reiche Gottes“ (1942) nimmt der religiöse Sozialismus auch formal die Gestalt einer Dogmatik an, in welcher der „Meister“ (Ragaz) den „Jünger“ unterweist.

Der „Meister“ sagt, er hasse die Kirche, „soweit sie Gegnerin des Reiches Gottes“ sei. „Ich hasse sie, soweit sie sich im Trachten nach Macht und Geltung mit der Welt verbindet, die Welt sanktioniert. Ich hasse sie dann mehr als irgendeine andere Macht. Und ich glaube damit Jesus und die Propheten auf meiner Seite zu haben.“

Den Gegenstand seines Hasses bestimmt Ragaz näher als Pfaffentum. „Ich hasse im Pfaffentum den Hochmut, das Macht- und Geltungstreben, das Macht- und Geltungsbewußtsein; ich hasse darin die Heuchelei, im Sinne dessen, was Jesus unter Heuchelei versteht: ich hasse die Pose, hasse die Unnatur, hasse das Maskentragen, ich hasse den Anspruch, Gottes Sache zu vertreten, hasse...“ (die drei Punkte am Schluß stehen im Original).

„Der Kampf gegen den Pfaffen, ähnlich wie der gegen den Pharisäer“, sei „einer der großen Befreiungskämpfe des Reiches Gottes“.

Hier ist der Haß gegen das „Pfaffentum“ zur religiösen Quintessenz des religiösen Sozialismus gemacht entsprechend dem, was schon Erwin Eckert über „die Priester und Pfarrer, den Papst und die Kirchenregierungen“ gesagt hatte.

Kritisch muß meines Erachtens hervorgehoben werden, daß in der Lehrautorität des „Meisters“ eine klare Parallele zur kirchlichen Lehrautorität entstanden ist. Die konkrete Lehrautorität des „Meisters“ zeigte sich regelmäßig in den Weltchroniken der „Neuen Wege“ (der religiös-sozialen Zeitschrift von Ragaz), in welcher Ragaz eine für seine Anhänger maßgebende Deutung des jeweiligen Zeitgeschehens unternahm (ähnlich vorher Eckert im „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“). Als Ragaz 1945 starb, fehlten die Deutungsworte des „Meisters“ zum Zeitgeschehen, und es kam zur Trennung zwischen einem prosowjetischen und einem antisowjetischen Flügel der Ragazianer.

Zur doktrinären Gestalt des religiös-sozialen Impulses möchte ich sagen, daß das dogmatische Verdinglichen aller Wahrheiten, so auch der religiös-sozialen Wahrheit, ihre ersten Gefahren hat. Beim Anprangern des „Pfaffentums“ muß darauf geachtet werden, daß nicht unversehens ein alternatives Pfaffentum entsteht, insbesondere auch darauf, daß nicht der Haß zum entscheidenden Wegweiser wird.

### 3. Die rigoristische Gestalt oder: „Die Diktatur des Heiligen Geistes“

Die rigoristische Gestalt des religiös-sozialen Impulses besteht im Drang nach alsbaldiger Verwirklichung des sozialistischen Ideals, wobei wir an die Bruderhöfe als Kommunismus in Kleinen und an die kommunistische Weltbewegung als Herstellung

der „Diktatur des Proletariats“ denken können. (Ein Bruderhöfer hat den Bruderhof-Kommunismus als „Diktatur des Heiligen Geistes“ bezeichnet.)

Ein Prediger des Rigorismus war Eberhard Arnold. In einem Artikel, der „Fort von Kompromiß und Schatten“ betitelt ist und aus dem Jahre 1925 stammt, sagt er, es gebe nur einen Weg, nämlich den der „absoluten Nachfolge Jesu ohne Kompromiß mit den Lieblosigkeiten dieser Zeit“. „Der 1. Johannesbrief bringt diese Tatsache zu kompromißlosem Ausdruck: ‚Wir wissen, daß wir aus Gott sind, und die ganze Welt liegt im Bösen.‘“ Der „Kämpfer der Liebe“ sei „ein Kämpfer bis aufs Blut“, es gelte, einen „Feldzug (bzw. „Generalfeldzug“) gegen alles Böse auf allen Gebieten und in allen Dingen auf [zu] nehmen und durch [zu] führen“.

Die „Großkirche“, sagt ein Text von 1923, diene nicht dem Gott Jesu, sondern dem Gott Mammon, Ehrfurcht vor Kirche und Staat sei „eine Huldigung des Satans“, usw. (Man wird hier die Nähe zur Agitation der damaligen „Ernsten Bibelforscher“, der Zeugen Jehovas, nicht übersehen können.) Auf die Frage nach der Steuermünze habe Jesus geantwortet: „Gib dem Satan, was dem Satan gehört“.

Evangelikale Bewunderer der Bruderhöfe pflegen im „Biblizismus“ Arnolds eine „Glaubensstärke“ zu sehen. Man fragt sich aber (wenn man zur Ernüchterung überhaupt fähig ist) denn doch, wenn man den biblischen Wortlaut des hier „zitierten“ Jesuslogions in Markus 12,17 und den Parallelen nachliest, was an diesem „Biblizismus“ eigentlich biblisch ist. Der Prediger des Rigorismus macht sich die Bibelstelle nach Belieben passend.

Im Ganzen sehen wir, daß hier ein dualistisches Schwarz-Weiß bestimmend ist: die „reine Gemeinde“ steht der verräterischen „Großkirche“ gegenüber wie Gott dem Satan. Beachtlich ist auch, wie ein

Spitzensatz des 1. Johannesbriefes übernommen wird: wir sind aus Gott, die ganze Welt liegt im Bösen! Wir untersuchen hier nicht, ob damit die johanneische Botschaft korrekt wiedergegeben ist (das ist stark zu bezweifeln), sondern stellen nur fest: Dieses Abqualifizieren der andern, der Gesellschaft „draußen“, trägt deutlich sektiererische Züge.

Rigoristisch ist namentlich, wie der Generalfeldzug gegen das Böse konkret unternommen wird: nämlich durch immer neue, zum Teil traumatische „Säuberungen“ der Bruderhofgemeinschaft. Hier wirkt die Überzeugung des frühneuzeitlichen Täuferturns nach, die in der Bannpraxis ein wesentliches Merkmal des Christentums sah.

Was nun die große Bewegung des Weltkommunismus betrifft, so braucht man sich nur an Erwin Eckerts Übergang in die KPD zu erinnern, um deutlich zu machen, wie groß die Faszination des Rigorismus auch für religiöse Sozialisten in diesem Jahrhundert gewesen ist.

Ignazio Silone, der italienische Schriftsteller, hat seine Erfahrungen in und mit dem Kommunismus u.a. in dem Buch „Eine Handvoll Brombeeren“ (Una manciata di more) geschildert. Der Parteifanatiker sagt dort zur humanen Zweiflerin Stella (die, aus jüdischer Familie in Wien stammend, nach Italien geflüchtet und dort in die Kommunistische Partei eingetreten ist): „Du schwatzt wie eine dumme Kleinbürgerin! Hast du noch nicht gelernt, daß es für die Partei kein Privatleben gibt?“

Silone schildert nicht ohne Ironie den Typ der „roten Betschwester“ an einer exemplarischen Gestalt dieser Art: „Sie gehörte zu einer bizarren Kategorie über-eifriger Neubekehrter, zur Gruppe der sogenannten ‚roten Betschwestern‘, die von der kommunistisch-katholischen Strömung her zur Partei gekommen waren. Neben ihrer Arbeit im Büro hatte sie die Aufgabe,

die Waisen der Partisanen zu betreuen und bei den Begräbnissen der Genossen Tränen zu vergießen. Mehrmals war sie als ‚trauernde Genossin‘ zum Leichenbegängnis eines bedeutenden Parteimitglieds in die Provinz entsandt worden. Ihr Fanatismus war nicht zu überbieten. Sie vernachlässigte ihre Familie, da sie nie eine kirchliche Feier, nie eine Veranstaltung der Partei versäumte. Trotzdem aber machte sie durchaus nicht den Eindruck, daß sie von der gleichzeitigen Inanspruchnahme durch die beiden, so hohe Anforderungen stellenden Kulte, ermüdet sei. Ihr Bedürfnis nach Liturgie schien wahrhaftig unersättlich und ihre Glaubensfähigkeit unerschöpflich zu sein. Die unzähligen Widersprüche zwischen den Mysterien der Partei und jenen der Kirche verbrannten, ohne eine Spur zu hinterlassen, in der Glut ihrer Gläubigkeit.“ Bezeichnend ist der Dialog zwischen dieser Fanatikerin und der Humanistin Stella.

Betschwester: „Um der Partei meine Anhänglichkeit zu beweisen, würde ich, ohne mich zu besinnen, meinen besten Freund töten. Du etwa nicht?“

Stella: „Kann denn die Revolution einen gegen seine Freunde aufhetzen? Bedeutet die Revolution nicht Freundschaft?“

Betschwester: „Das sind die falschen, zersetzenden Ideen Roccas. Wenn du sie dir nicht aus dem Sinn schlägst, wirst auch du als Verdammte enden.“

Hier kommt der Bannstrahl der Partei ideologisch mit der kirchlichen Lehre von der Verdammnis der Bösen in eine unheilige Verbindung.

(Aus eigener bitterer Erinnerung füge ich hier die von einem fahrenden Funktionär der Sandinisten in Nicaragua, der zuvor Priester gewesen war, gehörten Worte ein, man müsse die Leute dazu bringen, sich am Töten zu beteiligen, weil sie dann sichere Verbündete der Revolution seien.)

Die Partei ist „Geschichte im Anmarsch“, für die Partei gibt es kein Privat-

leben, für die Partei muß man über Leichen gehen. Das psychologisch entscheidende Moment, das Silone klar herausgearbeitet hat, ist das des Fanatismus. In der Glut des Fanatismus verbrennen die Widersprüche.

In der Phase der Auflösung der Prager Friedenskonferenz nach dem sowjetischen Überfall auf die Tschechoslowakei 1968 waren es nicht zufällig (wie ich finde) die italienischen Vertreter (Giorgio Girardet, Marco Rostan, Franco Giampiccoli, Maurizio Girolami), die 1971 die osteuropäischen Kirchenfunktionäre dazu aufforderten, „der Welt (den Christen und Nichtchristen) ein echtes Gesicht zu zeigen, das die Widersprüche, in „die jedes christliche Zeugnis, und auch das ihre, hineingezogen ist, erkennen läßt und widerspiegelt“. Hier ist die Abkehr vom Rigorismus vollzogen, Kompromißhaftigkeit und Widersprüchlichkeit des christlichen Zeugnisses sind anerkannt.

Bei Silone kontrastiert Rocco das Damals und das Heute der Kommunistischen Partei folgendermaßen: „Damals war sie eine Partei von Verfolgten, jetzt ist sie eine solche von Verfolgern. Sie war eine Vereinigung von freien, jungen, vorurteilslosen Menschen, aber sie ist zu einer Kaserne, zu einer Quästur geworden, wo sie am wenigsten hassenswert ist, ist sie eine Verwaltung.“

Ich möchte vorschlagen, denselben Text auf unsere historische Erfahrung mit der Kirche (den Kirchen) zu beziehen und statt des Wortes „Partei“ das Wort „Kirche“ einzusetzen. Roccas Diagnose gilt nicht nur für die Partei, sie gilt auch für die Kirche.

Rigorismus (so möchte ich thetisch sagen) ist starr gewordener Enthusiasmus. Nachzudenken ist meines Erachtens nicht nur über den eklatanten Absturz des Sowjetsystems, sondern vor allem auch über das dualistische Konzept, das dem Rigorismus zugrundliegt: hier wir, die Guten, dort sie, die Bösen.

Zuspitzen können wir diese Überlegung, wenn wir an drei Todesfälle unter engagierten Frauen denken, die alle drei dem religiösen Sozialismus nahestanden, ich meine Ulrike Meinhof, Petra Kelly und Veronika Geyer-Iwand. Gäbe es den Rigorismus nicht, so könnten sie (möglicherweise) noch leben und glücklich sein.

Ein bei Linken m. E. viel zu wenig beachtetes Büchlein hat Till Bastian geschrieben (Die Finsternis der Herzen, Köln 1994). Dort findet sich folgende wichtige Passage:

„Wenn es nicht nur Schwarz und Weiß gibt, sondern auch Zwischentöne, die auch meine Weste verfärben, und wenn ich mir also eingestehen muß, selber konfliktbeladen, zwiespältig und ambivalent zu sein was stimmt denn dann noch, wo finde ich fortan Halt und Stütze? Eine differenzierte Weltsicht läßt das Leben zunächst einmal schwieriger werden. Da mag es dann doch hilfreich und entlastend sein, die Erde mit Engeln und Teufeln zu bevölkern; doch wer dies tut, muß eben auch bereit sein im Schlagschatten von Pogromen, Autodafés und Ketzer-Prozessen zu leben.“

Der hier schwierig genannte Weg ist jener humane Weg, wie ihn Silone an Rocco und Stella zeigt.

#### 4. Die biophile Gestalt oder: Bekenne dich zu deinen Widersprüchen!

Die letzte hier zu betrachtende Gestalt des religiös-sozialen Impulses können wir (im Anschluß an Erich Fromm) die biophile nennen; ich verweise hierzu auf die Bücher von Leonardo Boff: Von der Würde der Erde (deutsch 1994) und Dorothee Sölle: Mystik und Widerstand (1997). Entscheidend, in der Darlegung von Dorothee Sölle, ist die Kategorie des Widerstandes, die die der „Mystik“ differenzieren soll. Sie enthalte „die Erinnerung an den europäischen Widerstand gegen Nationalsozialismus und Militarismus, gegen Stalinismus und Menschenrechtsverletzungen im real

sozialistischen Machtbereich“, in spiritueller Rezeption der „Mystik der Armen“, wie ich sie in Lateinamerika, aber auch in Südafrika und Südostasien, unter den Schwarzen der USA und bei christlichen (nur christlichen?) Frauen der ganzen Welt annehme.

Die erste Entdeckung im biophilen Typ des religiös-sozialen Impulses ist die Verbundenheit des Menschen mit der Mutter Erde, das Mit-Leben mit der Natur, die Entwicklung von Schöpfungsspiritualität, wie sie insbesondere Matthew Fox entfaltet hat, wie sie aber doch auch Leonhard Ragaz sehr früh schon erlebt und verkündet hat.

Nähert sich Matthew Fox der indianischen Naturerfahrung, so geht die vietnamesische Friedens- und Sozialarbeiterin Châm Kông (Aus Liebe zu allen Wesen, Berlin 1995) auf buddhistische religiöse Erfahrung zurück. Das zweite Moment im biophilen Typ ist der religiöse Universalismus. Neben der Gestalt Jesu kommt die des Al Hallaj in Sicht, neben Teresa von Avila die islamische Mystikerin Rabia al Adawiya; Martin Bubers „Ekstatische Konfessionen“ führen (wie Dorothee Sölle zeigt) in die religiöse Weite.

Der universale Christus, wie ihn schon Teilhard de Chardin wahrnahm, vertritt, wie Boff zeigt, den liebenden Vater, der im atheistischen Protest den herzerreißenden Flehruf auf- und annimmt und in Abya Yala (Südamerika) die Gewalttat der Christen an der religiösen Vorgeschichte dieses Kontinents geißelt.

An die Stelle der Verteidigung des abendländischen Religionsstandorts tritt die religiöse Entdeckungsreise. Mit der Ehrfurcht vor der Gottheit, die wir nicht manipulieren dürfen, ist, mit Robert Havemann gesprochen, die Schließung der Hauptverwaltung „Ewige Wahrheiten“ verbunden.

Für die dritte, im biophilen Typus enthaltene, Dimension verweise ich auf Thich Nhat Hanh: Nenne mich bei meinen wahren

ren Namen (1997) und Leonardo Boff: Der Adler und das Huhn – wie der Mensch Mensch wird (1998).

Dorothee Sölle, die verdienstlicher Weise auf den buddhistischen Mönch Thich Nhat Hanh hingewiesen hat, zitiert (psychologisch verständlich) in ihrem Mystik-Buch zweimal den Titel von Thich Nhat Hanhs Gedichten falsch: als sei im Singular vom wahren Namen des Menschen die Rede. Die Pointe des Gedichts, das dem Buch den Titel gab, ist aber gerade die Mehrgesichtigkeit des Menschen.

Ich bin das Kind aus Uganda, nur Haut und Knochen, mit Beinchen so dünn wie Bambusstöcke; und ich bin der Waffenhändler, der todbringende Waffen nach Uganda verkauft.

Ich bin das zwölfjährige Mädchen, Flüchtling in einem kleinen Boot, das von Piraten vergewaltigt wurde und nur noch den Tod im Ozean sucht; und ich bin auch der Pirat – mein Herz ist noch nicht fähig, zu erkennen und zu lieben.

Ich bin ein Mitglied des Politbüros mit reichlich Macht in meinen Händen; und ich bin der Mann, der seine „Blutschuld“ an sein Volk zu zahlen hat und langsam in einem Arbeitslager stirbt.

Meine Freude ist wie der Frühling, so warm, daß sie Blumen auf der ganzen Erde erblühen läßt. Mein Schmerz ist wie ein Tränenstrom, so mächtig,

daß er alle vier Meere auffüllt.

Bitte nenne mich bei meinen wahren Namen, damit ich all mein Weinen und Lachen zugleich hören kann, damit ich sehe, daß meine Freude und mein Schmerz eins sind.

Bitte nenne mich bei meinen wahren Namen, damit ich erwache, damit das Tor meines Herzens von nun an offensteht das Tor des Mitgeföhls.

Genauso wie die christlichen Sozialisten aus Italien sagt der buddhistische Mönch und soziale Aktivist aus Vietnam: Zeig dein wahres Gesicht, es wird ein weinendes und ein jubelndes, ein grausames und ein liebendes sein. Sei nie kompromißlos! Bekenne dich zu deinen Widersprüchen! Das läßt dich menschlich werden.

Also ich bin beides: der Adler und das Huhn, das Kind aus Uganda und der Waffenhändler, ich bin Jesus, aber auch: der Großinquisitor! Hier tritt (zumal in den Worten eines Buddhisten!) der humane Sinn der reformatorischen Botschaft des 16. Jahrhunderts ans Licht: simul iustus et peccator – ich bin beides, der Gerechte und der Sünder, und in dem Maße, in dem ich das einräume, erstarkt der Adler in mir, öffnet sich in mir die Tür der Barmherzigkeit. Es geht mir auf: Sein ist Inter-Sein, ist Sein-in-Beziehung.

### Zusammenfassung

Fassen wir (wiederum sehr versuchsweise!) das hier Vorgebrachte zusammen, so begegnen wir in religiöser Hinsicht tatsächlich verschiedenen Einstellungen,

die das Rubrum „religiöser Sozialismus“ nur unzulänglich zusammenschließt.

Für Kutter hat der profane, politische Sozialismus einen göttlichen Auftrag. In dem Kutter diesen geschichtstheologisch diagnostiziert, sucht er die Christenheit dazu aufzuwecken, ihre soziale Pflicht zu

### Heute ist nicht alle Tage.



Ich komm' wieder,  
— keine Frage!

erkennen und zu tun. Bei Eckert, dem (freilich nicht unumstrittenen!) Führer der deutschen religiösen Sozialisten der 20er Jahre, soll die Religion der Ausbeuterklasse entzogen und zur Formkraft des proletarischen Klassenkampfes gemacht werden. Ragaz wendet sich eifernd gegen ein „Pfaffen-tum“, das Kirche und Bibel für sich okkupiert hat; in der „Gemeinde“ soll die Alternative zur verrosteten Kirche sich auftun.

In voller Massivität erscheint der letztgenannte Ansatz bei Eberhard Arnold. Die Bruderhof-Gemeinschaft als Kommunismus im Kleinen will ein modernes Zion, eine geographisch lokalisierbar „Stadt auf dem Berge“ sein, die Abweichler schroff von sich stößt. In Eckerts politischer Konversion zum Welt-Kommunismus (der andere reli-

giöse Sozialisten folgten) wird der Klassenkampfgedanke auf den revolutionären Vortrupp des Proletariats, „die Partei“ hin konkretisiert.

Im „biophilen“ Typ des religiös-sozialen Impulses – nach Erich Fromm so benannt – wird die Entfremdungsproblematik globalisiert und auf Unterdrückungssituationen aller Art bezogen, neben der ökonomischen Ausbeutung von Menschen sind Frauenunterdrückung und Naturschändung vorrangig zu nennen. Der religiöse Ansatz wird hier insofern „entgrenzt“, als indianische Animismus und asiatischer Buddhismus sowie die mystischen Traditionen in Christentum, Judentum und Islam die Religiosität neu beleben. Beachtlich ist der Einfluß, den mittelalterliche Mystik, speziell Meister Eckharts, auf so unterschiedliche Geister wie Dorothee Sölle, Erich Fromm und Matthew Fox ausübt.

In dem neuerlichen Zusammenwirken des römischen Kardinals Ratzinger, des Feindes der Befreiungstheologie, mit dem jetzigen Bruderhof-Führer Johann Christoph Arnold (in den USA) zeigt sich deutlich, wie autoritäre Strukturen sich verbinden: die angeblichen Erben der einst blutig verfolgten Täufer schließen einen Pakt mit den wirklichen Erben der römischen Inquisition! Die Obszönität dieses Vorgangs erhellt die Realdialektik von Religion, in welcher Keime der Befreiung sozusagen regelmäßig von Repression erdrückt werden: im Namen der ebenso verschlagen wie grausam sich durchsetzenden „höheren Instanz“. Der Großinquisitor ist die Leitfigur aller bisherigen Religion von den nahöstlichen Religionsdespoten bis zu Bhagwan.

Während der doktrinaire und der rigoristische Typ des religiös-sozialen Impulses den repressiven Charakter der tradierten Religion nur variieren kann statt ihn umzu stoßen, hat, wie Matthew Fox darlegt (Schöpfungs-Spiritualität, Stuttgart 1993, S. 156), der biophile Typ des religiös-sozia-

len Impulses den Modellwechsel vorgenommen vom bisherigen Modell des „Erkletterns der Jakobsleiter“ zum „Tanzen in Saras Kreis“. „Das Erklettern der Jakobsleiter ist in sich elitär, hierarchisch und auf Wettbewerb angelegt, denn nur wenige können es bis zur Spitze der Leiter schaffen.“ Im „Tanzen in Saras Kreis“ wird, wie wir in Anlehnung an Harvey Cox (Das Fest der Narren, Stuttgart 1970, S. 204) sagen können, das Gefühl komischer, paradoxer Hoffnung gefeiert und demonstriert.

Auch in diesem „neuen Modell“ freilich entgehen Menschen, die sich zu „Gott“ und zur bestehenden Welt affirmativ verhalten, dem Zynismus nicht.

Anders stünde es mit einem Verhalten, das die verstoßene Hagar in ihre Verlassenheit begleitet und sich die Klage Hiobs zu eigen macht. Von Gott abseits des Scheins, der Heuchelei und der Machtverwaltung zu reden, hieße den Aufschrei des gequälten Hiob zu wiederholen. Religionskritisch (im Ernst) ist das Erbe des religiösen Sozialismus nur in dem Maß, in dem es solche Betrachtung einleitet, sich sympathisierend und ohne scheelen Blick auf die eigene religiöse Befriedigung einläßt auf das Leiden der Menschen und der anderen Lebewesen.

#### Quellen

Leonhard RAGAZ: „Eine freie, brüderliche Arbeitsverbindung“, in: Das Rote Blatt der katholischen Sozialisten, 1.Jg. Nr.11/12, Nov./Dez.1929;

Hermann KUTTER: Sie müssen! 8.Tsd. Jena 1910;

Erwin ECKERT: Richtlinien der religiösen Sozialisten, in: Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes, 10. Jg., Nr. 33, 12. August 1928;

Leonhard RAGAZ: Die Botschaft vom Reiche Gottes. Ein Katechismus für Erwachsene, Bern 1942;

Eberhard ARNOLD: Salz und Licht. Über die Bergpredigt, Moers 1982;

Ignazio SILONE: Eine Handvoll Brombeeren, Köln 1985;

Georges CASALIS u.a. (Hg.): Christliche Friedens-Konferenz 1968-1971. Dokumente und Berichte, Wuppertal 1971;

Leonardo BOFF: Von der Würde der Erde. Ökologie Politik Mystik, Düsseldorf 1994;

Thich NHAT HANH: Nenne mich bei meinen wahren Namen. Gesammelte Gedichte, Berlin 1997;

Wolfgang DERESCH (Hg.): Der Glaube der religiösen Sozialisten, Hamburg 1972;

Renate BREIPOHL (Hg.): Dokumente zum religiösen Sozialismus in Deutschland, München 1972;

Arnold PFEIFFER (Hg.): Religiöse Sozialisten, Olten und Freiburg 1976.

Walter Moßmann

## Gespräche mit Jurko

### Über Opposition zu herrschenden Verhältnissen unter verschiedenen Vorzeichen.

Die Gespräche mit Jurko zogen sich mit längeren Sendepausen über vier, fünf Jahre hin. Jurko hat währenddessen nach griechisch-katholischem Ritus geheiratet, sein Zweitstudium Philosophie betrieben und große und komplizierte Texte von Joseph Roth, Heidegger und Musil für Verlage in Kiew und Lemberg übersetzt. Ich habe in derselben Zeit immerhin gelernt, für den Haus- und Straßengebrauch einfache Sätze in ukrainisch zu bilden, teper ja je tut, jetzt bin ich hier, teper y tut, hier und jetzt, und wse bude dusche dobre – alles wird gut, sehr gut.

Die letzten vier, fünf Jahre eine rutschige, hastige Zeit voller Überraschungen. Vor allem die Schauplätze unserer Gespräche, die Lemberger Kneipen, haben sich derweil enorm gewandelt.

Zuerst trafen wir uns noch in der düster verhangenen Bar des Hotels Sputnik, wo wir Kaffee-Ersatz, Tee oder Horilka aus den unzerwüstlichen, dicken sowjetischen Allzweckgläsern tranken und träge und genialisch in jener halblauten halbasiatischen Stimmung vor uns dahin-dümpelten – gekostet hat so ein Vormittag fast nichts, paar Coupons, Spielgeld für einen Deutschmarkbaron. Oder wir schauten in irgendeiner Keller-Kaschemme den Alkoholexzessen der heillosen Trinker und Trinkerinnen aus der Vorstadt zu. Oder wir konsumierten tschechisches Bier im vormals Staats- und KGB-Hotel, wo einem der Kellner ungerührt und präzise für vierzig Dollars Kaviar und für zwanzig Dollar eine Frau anbot.

Später dann das erste »private« georgische Restaurant (der einheimische Rotwein »Ukrainischer Samt« ist in solchen Etablissements leider nicht mehr zu haben, nur noch

teure Importware aus Bulgarien oder scheußliche Abfallgesöffte, angeblich aus Italien). Oder die Szenekneipe am Pulverturm – laute Musik aus Amerika, dunkler süßklebriger Cognac von der Krim und erregte Debatten über Poesie, Theater, Musik, Vernissagen, Visa und Sponsoren, vor allem Sponsoren. Dann die erste Pizzeria eines Polen mit dem Namen Castellari, dann die ersten Straßencafés, dann der erste echte Capuccino – es ging alles ziemlich schnell, es ging voran, die Preise machten rasante Fortschritte und die meisten meiner Freunde wurden täglich ärmer.

\* \* \*

Unsere ersten Gespräche gingen notgedrungen vom Nullpunkt aus.

»Was weißt du überhaupt von der Ukraine? Was bringst du mit in deinem deutschen Kopf?«

»Wenig. Eingefrorene Bilder – Steppe, der Dnjepr-Fluß – die goldenen Kuppeln von Kiew – bunte, grelle Folklore-Ensembles – ein deutscher Landser, töricht lachend im Sonnenblumenfeld, vielleicht mein Vater – der Sarkophag von Tschernobyl – ja, und Galizien... Der Rebbe singt, die deutschen Vernichtungslager, ausgemergelte Körper, verkohlte Leichen...«

»Ist dir aufgefallen, daß in der gesamten Holocaust-Literatur das Wort »Ukrainer« als eine Art Berufsbezeichnung gebraucht wird? »Der Ukrainer« ist dort immer und ausnahmslos ein williger Helfer der Nazis, nicht so intelligent wie die deutschen SS-Leute, aber bestialisch, wenn es ans Morden geht. Auf den historischen Hintergrund will ich gar nicht ein-

gehen, der ist furchtbar kompliziert – manchmal waren es tatsächlich ukrainische Nationalisten, Faschisten, manchmal bunt zusammengewürfelte Truppen aus dem Osten, Ukrainer, Weißrussen, Balten, Rumänen, Kroaten, Slowaken, auch ›Volksdeutsche‹ dabei, aber darum geht es mir nicht im Augenblick. Ich meine diese furchtbar reduzierte Bedeutung einer nationalen Zugehörigkeit.

Wenn ich mich im Westen vorstelle: Mein Name ist Jurko, Nationalität Ukrainer, könnte ich genauso gut sagen: Gestatten Jurko, Nationalität Henkershelfer.«

»Geht's mir vielleicht besser? Was soll ich denn dazu sagen, wenn mich in Brody ein ehemaliger SS-Mann schier abküßt, nur weil ich aus dem Nachfolgestaat des Dritten Reiches komme? Jedes nationale Klischee ist furchtbar reduziert.«

»Das ist nicht dasselbe. Du kommst nach Lemberg nicht nur in der Nachfolge der Nazis. Dir wird nicht nur Auschwitz zur Last gelegt. Dir werden auch Schiller und Goethe und Heine und Mozart und Beethoven zugute gehalten. Du bringst eine weltbekannte kulturelle Aura mit, einen historischen Hintergrund. Gerade in Galizien wissen wir viel über Deutschland, das macht dich von vornherein interessant, du brauchst überhaupt nichts vorzuweisen.

Aber wenn ich bei euch in Freiburg aufkreuze, falle ich zuerst unter die Kategorie ›Russe, postsowjetischer‹, dann: ach so, kein Russe, ein Ukrainer, aha, Separatist, Nationalist – Henkershelfer. Mir wird keine kulturelle Aura zugute gehalten, weil ihr noch nie irgendetwas von uns zur Kenntnis genommen habt, keinen Schewtschenko, keine Lessja Ukrainka, keinen Iwan Franko, keinen Wassyl Stus, keine Verse, keine Musik, gar nichts. Ich gehöre zu einem ›geschichtslosen Volk‹, wie Friedrich Engels unsereinen zu benennen pflegte. Übrig bleibt nur das schreckliche Stereotyp ohne irgendein Gegengewicht. Deshalb wiegt es so schwer.«

»Reden wir über deine Kränkung.«

»Die ukrainische Kränkung.«

»Das ukrainische Lamento. Ich kann es bald nicht mehr hören, weil es so selbstbezogen kultiviert wird, und weil damit Politik gemacht wird. Die Kehrseite der ukrainischen Kränkung ist die Indifferenz, wenn es um andere geht. Ich hab das ständig erlebt, vor allem bei den alten Leuten. Ich frage zum Beispiel nach Deborah Vogel, einer Freundin von Bruno Schulz. Die Rede kommt auf das Ghetto und auf das damalige KZ, das Janiowskyj-Lager, wo bis heute übrigens noch keine Gedenkstätte eingerichtet worden ist, die Rede kommt auf den Mord an zweihunderttausend Lemberger Juden, und ich blicke in indifferente, unbewegte Gesichter. Kein Kommentar. Bis schließlich jemand mit einem JA ABER! herausplatzt, mit diesem verdammten JA ABER! Und plötzlich belebt und ausdrucksvoll, mit den Anzeichen äußerster Erregung zeigt er mir einen Keller, wo damals ›die Bolschewisten‹ ›die Ukrainer‹ gefoltert und ermordet hätten, schuldlose Menschen natürlich, Frauen und Kinder.«

»Ja, aber...«

»Siehst du?«

»Na und? Ich darf sagen, was ich will, das ist ein freies Land, neuerdings... Du beklagst die selektive Wahrnehmung der alten Leute, aber du machst dasselbe. Vielleicht sitzt dir noch euer Historikerstreit in den Knochen. Vielleicht hast du Angst, das Erinnern an die ukrainischen Opfer könnte zu einem Aufrechten Leiche gegen Leiche führen, und zwar so daß Geschichte zu einem Plus-minus-Null-Brei verdampft, keine Verbrechen, keine Schuld, kein falsches Bewußtsein, nur noch Schicksal und Verhängnis...«

»Eine durchaus berechtigte Angst!«

»Ja, aber wohin führt euch diese Angst? Das Gegenstück zum ukrainischen JA ABER! ist das deutsche AUF DEN SPUREN VON. Seit der Wende ziehen die Touristen aus Wien

oder Frankfurt oder Berlin durch Galizien, mit gesenktem Kopf, auf den Spuren des galizischen Judentums. Sie fantasieren sich in ein romantisches jiddisches Shtetl, sie befangern die alten Steine und lassen sich jedes alte Gemäuer als ehemalige Synagoge verkaufen, sie versinken vollkommen und genüßlich in einer träumerischen Wiedergutmachung. Sie heben den Blick nicht nach links, nicht nach rechts, nicht zur Gegenwart, nicht zu uns. Und wenn dann später in ihren Reportagen von einem Ukrainer die Rede ist, dann gewiß vom immergleichen antisemitischen Holzkopf, der ihnen zufällig über den Weg gelaufen kam. Für uns ist das natürlich kränkend, aber euch macht das blind, seelenblind.

Ihr lehnt jede ernsthafte Beschäftigung mit unserer Geschichte ab. Ich meine gar nicht die große Geschichte der Staatsaffären, ich meine die kleine Geschichte, die zigtausendfache ukrainische Familiengeschichte. In fast jeder der überfüllten kleinen Wohnungen in dieser Stadt wirst du ein Erinnerungsfoto finden vom Großvater, vom Onkel, von der Tante, Schwester, Bruder ›Opfer der Repression‹ hieß das später, erschossen, erfroren, zugrunde gegangen im Lager. Tausende, denen du hier auf dem ›Prospekt der Freiheit‹ begegnen kannst, sind in der Verbannung geboren, in Sibirien oder Kasachstan, aber du wehrst das alles ab, weil du ein Linker bist. Du willst einfach nichts wissen von den Verbrechen der Linken.«

»Mein lieber Jurko, das geht zu weit. Du machst es dir zu einfach. Was weißt du schon von der Linken im Westen.«

»Mag sein. Ich kannte die Linke im Osten, das hat mir gereicht.«

»Der Freiburger SDS z.B., also mein Verein damals, hat als erste Organisation 1968 gegen den Einmarsch in Prag demonstriert. Alle meine Freunde und Bekannten aus der DDR waren Dissidenten, die dort im Knast saßen oder rausgeflogen sind aus der Arbeiter- und Bauern-Republik. Und das Innenministerium in Ost-Berlin hat mir noch 1986 die Einreise

nach Dresden verwehrt, weil die Herren wußten, ich würde dort ebenso wenig die Klappe halten wie zuhause. Nein, mein Lieber, den Schuh zieh ich mir nicht an.«

»Ich habe gehört, bei euch hätte es damals so eine chinesische neostalinistische Kritik an der DDR gegeben, ich meine diese ML-Parteien...«

»Die hat es gegeben. Aber ich war nicht dabei. Ich hab meine Witze gemacht über die autoritären Spießbürger, die sich als wiederauferstandenes Gespenst des Kommunismus verkleideten, und sie haben mich als ›bourgeois Verbrechen‹ geoutet, weil ich mich lieber in den Bürgerinitiativen herumtrieb als in ihren maoistischen Kaderparteien. Siehst du, Jurko, die Sache ist doch ein bißchen komplizierter, als du denkst.«

»Du hast also eine reine Weste...«

»Ich hab noch nicht nachgefragt bei der Gauck-Behörde.«

»Gut, wir sprechen euch also frei von der Kollaboration mit der marxistisch-leninistischen Macht. Aber mir scheint, ihr habt ein Auge zugedrückt. Ihr wolltet es nicht wirklich wissen. Ihr habt gar nicht versucht, euch kundig zu machen über die Verhältnisse bei uns.«

»Wie sollte ich? Ich hatte doch gar keine Möglichkeit zu reisen, jedenfalls nicht frei.«

»In Chile bist du auch nie gewesen, und in Argentinien oder Brasilien auch nicht. Und trotzdem hast du geschrieben und geredet und protestiert. Du hast dich kundig gemacht über die aller kleinsten Zustände und Ereignisse in irgendeiner Vorstadt von Santiago oder Buenos Aires oder über die Fortschritte der Bauerngewerkschaft in Bolivien. An den begrenzten Reismöglichkeiten in der Sowjetunion kann es also nicht gelegen haben.

Ich behaupte, du hast unerfreuliche Wahrheiten unseres Lebens nicht wissen wollen, weil du Angst hattest, irgendwelche Grundwahrheiten könnten dir dann vielleicht entgleiten.«

»Du kannst dir nicht vorstellen, welche Figuren bei uns im Westen mit ›Wahrheiten‹

aus dem Osten hausieren gingen und zu welchem Zweck. Manchmal sah es so aus, als wäre die ganze Sowjetmacht nur zu dem Zweck installiert worden, damit sie als Kontrastbild des Bösen die Macht des Guten im Westen legitimieren kann. Verstehst du, wenn die polnische Regierung z.B. streikende Arbeiter mit so langen Holzknüppeln zusammenschlagen ließ, dann traten bei uns im Fernsehen die Machthaber auf, denen die Empörung nur so aus den gespitzten Mündern troff, und dieselben Machthaber ließen uns zur selben Zeit bei den Demonstrationen gegen Atomkraftwerke oder gegen die Startbahn West zusammenschlagen, mit ebenso langen und harten Knüppeln...

Es gab einen Satz, der war sehr bezeichnend für die alte Bundesrepublik: »Geh doch nach drüben!«. Der Ton war meistens ziemlich höhnisch, verbiestert, vernichtend. Und dieser Satz fiel regelmäßig, wenn irgendwo Kritik oder Unruhe und Aufbegehren aufkam. Alle, die nicht einverstanden waren, kritisierten, widersprachen, Alternativen suchten, abweichende Ideen entwickelten, alle diese verdammten Störer seien doch offenbar heimliche Kommunisten und sollten also »nach drüben« gehen, in die DDR.

Möglicherweise hat dieser dumme Satz mehr Reklame für den Kommunismus gemacht als alle marxistisch-leninistischen Schwarten zusammen.«

»Das erklärt einiges, liefert aber keinen ausreichenden Grund für euer Desinteresse an unserer Wirklichkeit.«

»Nein, es war nur eine Erklärung, keine Begründung.«

\* \* \*

»Du lachst immer so merkwürdig, wenn ich erzähle, was »wir Linken« alles so getrieben haben.«

»Es kommt mir vor wie ein naiver Etikettenschwindel.«

»Du glaubst mir nicht?«

»Doch, ich glaub deine Geschichten. Aber das sind in meiner Sprache keine »linken« Geschichten. Du kennst doch das berühmte Gedicht von Ernst Jandl über LECHTS und RINKS und das VELWECHSERN. Weißt du, bei uns hat »links« eine völlig andere Bedeutung. »Links« ist ein Synonym für »konservativ«, und wir assoziieren dazu: Stagnation, Unterdrückung, Öffentliche Lüge, Sklavensprache,



Korruption, Karrierismus, Terror, Massenmord...«

»Geht es auch ein paar Nummern kleiner?«

»Wenn ich einen Deutschen frage, was er mit dem Jahr 1933 verbindet, dann ist die Antwort klar: Beginn der Nazi-Diktatur, Machtübernahme, Beginn einer Epoche, die mit dem Weltkrieg und dem Holocaust endet. Einem Deutschen fällt zu 1933 natürlich kein anderes Ereignis ein.

Wenn du in der Ukraine fragst, hörst du eine ganz andere Antwort: 1933, das war das Jahr des Großen Hungers. Millionen Menschen sind in der Sowjetukraine verhungert, in ihren Dörfern, auf den Straßen, während der

Flucht in die großen Städte. Partei-Kommandos holten das letzte Schwein und den letzten Sack Korn aus den Höfen und ließen die Menschen einfach verrecken. Dann die Massendeportationen nach Sibirien in die mörderischen Lager, die »Säuberung« der Partei, die Prozesse, der Mord an der ukrainischen Intelligenz. 1933 begann unsere Katastrophe, 1933 bezeichnet das Ende aller Illusionen.

Manche nennen den Großen Hunger ein Genozid, andere sagen, mit der Zwangskollektivierung hat die Partei bewußt in Kauf genommen, daß Millionen Menschen in der Ukraine verhungern werden. Die Linke im Westen hat damals geschwiegen, oder die Katastrophe bagatellisiert, viele haben sogar die Propaganda-Lügen aus Moskau nachgeplappert. Es war völlig unbegreiflich.«

»Ich habe oft versucht, es zu begreifen. Mir scheint, diese Intellektuellen waren gefangen in einer Entweder-Oder-Geschichte. Sie dachten, sie mußten sich für die Sowjetunion entscheiden, um nicht mitschuldig zu werden am Faschismus. Ein Dilemma.«

»Zur Hölle mit diesen teuflischen Entweder-Oder-Geschichten! Wenn wir denen nicht entkommen, werden wir niemals tun, was wir tun wollen.«

»Aber was passiert heute, 60 Jahre später? 1993 war der Große Hunger von 1933 das beherrschende Thema in der Ukraine, Theater, Musikfestivals, Filme, Bücher, Reden, vor allem große Reden. Der Hunger von damals wurde düster und auftrumpfend abgefeiert. Denn die neuen Machthaber reklamieren die Hungertoten von damals als Blutzugewinn für den heutigen Nationalstaat. Aber sind denn diese Menschen tatsächlich für einen künftigen ukrainischen Nationalstaat verhungert? Ich denke, das ist ein ekelhafter, wenn auch üblicher, Mißbrauch. Immer werden die Opfer der großen Verbrechen der vergangenen Macht für den Aufbau der neuen Macht instrumentalisiert.«

»Ja, sie werden instrumentalisiert. Das wird mich nicht dran hindern, auf meine Art

darüber zu sprechen. Immerhin ist das noch ziemlich neu, daß man in diesem Land über solche Ereignisse öffentlich reden darf. Mehr als ein halbes Jahrhundert erzwungenes Schweigen...

Und bei euch? Hat die Westlinke an die Ereignisse von 1933 in der Ukraine erinnert? Gab es Bücher, Veranstaltungen, Diskussionen? Oder begnügen sich die tapferen Antistalinsten immer noch mit der Machno-Legende? Ach ja, wenn der romantische Anarchist damals gewonnen hätte! Eine Wunschprojektion, ein albernes Märchen, wie die Heldenlegenden aus der Dritten Welt. Peter Arschinow hat die Geschichte von Nestor Machno damals nicht erzählt, um Wahrheiten zu verbreiten, sondern um ein Bild zu prägen, das dem Kampf der Anarchisten nützt und die Träume beflügelt.«

»Und das sowjetische Gegenbild? Das Bild vom raubenden, saufenden, vergewaltigenden und mordenden Warlord Machno, wozu wurde das wohl hergestellt? Offenbar doch auch nicht, um der Wahrheitsfindung zu dienen, sondern um die Träume abzuschrecken.«

\* \* \*

»Erinnerst du dich? Als wir uns zum ersten Mal trafen, kam eine alte Schnapsnase an unseren Tisch und sagte: »Tschernobyl ist der Inbegriff des russisch-bolschewistischen Politik und ihrer Kreuzzüge gegen das ukrainische Volk.« Derartige Unsinn habe ich seither ständig gehört.«

»Trotzdem, da ist was dran.«

»Wie bitte? Was soll an diesem nationalistischen Schwachsinn dran sein?«

»Streich das Wort »russisch« und die Sache mit den Kreuzzügen. Dann bleibt: »Das größtenwahnsinnige Industrieprojekt Tschernobyl ist der Inbegriff der bolschewistischen Politik.« Und an dieser Aussage ist was dran.

Mir scheint, das ganze Unternehmen Stalinismus war nichts anderes als ein gigantisches Industrialisierungsprojekt in einem un-

terentwickelten Land. Die Entwicklungspolitik der Bolschewiki sah vor, daß dieses Land in kürzester Zeit die reichen Länder einholen und überholen sollte. Daraus folgt alles andere.

Denn diese Art von Entwicklungspolitik forderte unermeßliche Opfer, das war allen klar. Deshalb brauchte es eine Religion, die in der Lage war, ausreichend Opferbereitschaft zu mobilisieren, und eine alleinseligmachende Kirche mit einem globalen Anspruch nämlich die kommunistische Partei und die Komintern. Diesen Zusammenhang haben sowjetukrainische Autoren wie Chwylowyj oder Mykola Kulisch schon Ende der 20er Jahre ziemlich genau beschrieben, aber das kennt ihr ja wieder mal nicht.

Weiter: Industrialisierung im großen Stil erfordert ganz notwendig eine radikale Standardisierung, und dafür sorgte eine totale, gleichgeschaltete Bürokratie und die Allgemeingültigkeit der Normen. Wildwuchs, wie z.B. die emanzipatorischen Tendenzen in der Ukraine oder in Georgien, mußte zurechtgestutzt werden, das waren zentrifugale Kräfte, also Störungen, also weg damit.

Und schließlich konnte ein derartiger Entwicklungsprozeß nur stattfinden unter Führung einer absoluten zentralistischen Macht. Das heißt dann eben Diktatur. Und die höheren Weihen holt sich die atheistische Diktatur aus dem traditionellen christlichen Messianismus.

So hat also Stalin sowohl den Zaren als auch den Patriarchen der orthodoxen Kirche beerbt und deren Erbe mit ungeheurer Energie modernisiert.«

»Und was war dann kommunistisch an der ganzen Sache?«

»Eigentlich nichts. Die bolschewistische Ideologie, bzw. diese neue Religion aus altem Stoff, stand eben gerade zur Verfügung. Schau dir doch heute irgendeine fundamentalistische Entwicklungsdiktatur in der sogenannten Dritten Welt an – die Religion ist beliebt, wenn man sie nur der Industrialisierung nutzbar machen kann.«

»Und seit wann ist dir das alles so sonnenklar?«

»Seit wir diesen wunderbar milden, mit Honig behandelten und eigentlich nur für den Export bestimmten Horilka trinken und immerzu auf das neue FORD-Plakat an der Mauer gegenüber starren und wissen, die dort drüben, auf der anderen Seite vom großen Wasser, hatten dasselbe Ziel im Auge, nur, sie hatten etwas günstigere Bedingungen, und mehr Zeit, und sie konnten den Leuten Spielräume lassen.«

\* \* \*

»Jurko, ich begreife nicht eure Zauberwörter ›Nation‹ und ›privat‹. Mir schmecken sie gar nicht besonders, aber wer sie hier in den Mund nimmt, kriegt sofort leuchtende Augen.«

»Das ändert sich zwar schon wieder, aber wir können ruhig darüber sprechen.«

»Dies ist ein freies Land, neuerdings...«

»Eben. Und früher war es unfrei, und deshalb die Zauberwörter.«

»Eine ›freie‹ Nation kann ihre Staatsbürger fürchterlich unfrei machen, es gibt darüber gewisse Erfahrungen in Deutschland.«

»›Nation‹ war in den siebziger und achtziger Jahren ein Kampfbegriff der Opposition gegen die Diktatur der Partei, gegen die Standardisierung, gegen die Machtzentrale in Moskau. Für die alten nationalistischen Politiker hat es vielleicht etwas anderes bedeutet als für mich. Für mich hieß ›Ukraine‹ ganz einfach ›wir‹. Wir, die Leute, die hier leben und die nicht ferngesteuert und fremdbestimmt leben wollen. Ukrainisch sprechen hieß für mich – natürlich war das mächtig idealisiert! – mich selber ausdrücken, meine wirklichen Wünsche und Ideen, nicht immer nur das sagen, was erwartet wird.«

»Und warum dann ›wir‹ und nicht ›ich‹?«

»Das ›ich‹ erschien uns zu gewagt, so waren wir erzogen.«

»Das ›ich‹ erschien euch zu gewagt, aber das Bild von der Ukraine als einem selbständigen Nationalstaat war doch sogar strengstens verboten?«

»Ja, das war verboten, aber es gab ein Einverständnis, überall saß das Einverständnis in den Augenwinkeln der anderen Leute, da war man überhaupt nicht allein.

Und wenn dann Lieder von Schewtschenko gesungen wurden, war klar, Ukraine bedeutet: das ausgebeutete Land, die unterdrückten Bewohner, die leibeigenen Bauern, die Mädchen namens Katherina, denen die Kosaken des Zaren Kinder machen, und die dann mißachtet am Wegrand liegen bleiben

oder sich ertränken im Dorfteich.

Oder schau, in den Gedichten von Wassyl Stus – er starb erst 1985 im Straflager für politische Rückfalltäter Kutschino 36-1 – bei ihm ist die

Andreas Foitzik, Athanasios Marvakis (Hg.)

## Tarzan – was nun?



Internationale Solidarität im Dschungel der Widersprüche

Ein Diskussionsband mit Beiträgen von: Wolfgang Fritz Haug, Claudia Koppert, Franz Hinkelammert, Christina Thürmer-Rohr, Erika Feyerabend, Joachim Hirsch, Frank Deppe, Henning Melber, Walter Mossmann u.a.

ISBN 3-922611-67-2 280 Seiten 28 DM

Verlag Libertäre Assoziation  
Lindenallee 72, 20259 Hamburg

Ukraine Synonym für Orte der verlorenen Kindheit, des Glücks, des Vertrauens, wo man frei ausschreiten könnte und frei reden, verlorene Orte, gemarterte Seelen...«

»Und wen hat dieses Bild von Ukraine ausgeschlossen? Wer fällt da heraus?«

»Vielleicht die Unterdrücker. Natürlich, die Herren der Verbote. Aber noch nicht die Fremden, die Anderen. Das kommt erst, wenn Macht im Spiel ist. Aber wie ist das bei dir, hast du auch solche Farben für das Bild Deutschland, wie ich sie habe für das Bild Ukraine?«

»Nein. Deutschland ist mir immer als Machtfigur begegnet. Entweder als Gegner oder als Komplize, als Versuchung für meine eigenen Machtfantasien. Nein, ich habe kein derart weiches Bild von Deutschland, für mich war es immer aggressiv, gewalttätig, marschbereit. Aber in der Ukraine habe ich neuerdings doch auch jede Menge nationalistische Knobelbecher getroffen, Neo-Nazis aller Couleurs, Schwarzhemden, paramilitärische Männerbünde, grausige Rhetorik...«

»Ja. Jetzt gibt es den Nationalstaat. Jetzt gibt es eine Macht, die auf die Gefühle der Menschen spekuliert, die ihre eigenen Interessen hochrechnet zu angeblich allgemeinen. Jetzt wird eingegrenzt und ausgegrenzt, jetzt wird Staat aufgerichtet und Haß ausgerichtet, jetzt geht das frühere Spiel nicht mehr. Stus war vielleicht der letzte, der noch von der traurigen schönen Leidensfigur Ukraine sprechen durfte.«

»Und hast du das früher nicht gemerkt, ich meine die gewalttätige, ausgrenzende Seite der Idee?«

»Und du, der freischwebende Internationalist, hast du die Gefahr nie bemerkt in all diesen NATIONALEN Befreiungsfronten, die ihr unterstützt und beliefert und jubelt habt? Warum seid ihr denn so kritisch im Osten und so kritiklos in der Dritten Welt?«

\* \* \*

»Es geht voran, das heißt die Privatisierung geht voran. Es gibt wirklich guten Cappuccino, aber er ist zu teuer. Häuser werden privatisiert, und die Bewohner fliegen raus, weil sie nicht mehr bezahlen können. Betriebe werden privatisiert, und die halbe Belegschaft fliegt raus. Die Privatisierung schreitet voran, und die Verarmung auch. Die meisten Leute, die ich hier kenne, sind seit vier, fünf Jahren nur abgestiegen, eine Stufe nach der anderen. Aber für euch, besonders für die Jungen, war ›Privatisierung‹ auch so ein Zauberwort.«

»Ja, es war auch ein Zauberwort. Und es hat so etwas ähnliches bedeutet wie bei euch Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Mündigkeit, Autonomie... Ein schönes Wort.

Früher war es auch schon ein schönes Wort. Früher hat es die Nische bezeichnet, das Versteck, den Ort, wo du unbeobachtet und unkontrolliert vor dich hin basteln konntest. Verstehst du, das Sowjetsystem hat versucht, den privaten Raum abzuschaffen und den öffentlichen Raum zu entwickeln, und es hat genau das Gegenteil erreicht. Öffentlichkeit das war die Lüge, die Heuchelei, die Propaganda, die Öffentlichkeit war vollkommen eindimensional formiert und erstarrt. Deshalb hat sich das wirkliche Leben in diesen winzigen Wohnungen abgespielt, und besonders während der Periode der ökonomischen Stagnation hüt sich alle Initiative in diesen privaten Räumen gestaut.

Dann kam die Wende und endlich die Chance, auch außerhalb der Nische Initiative zu entwickeln, auf eigenes Risiko, in eigener Verantwortung, es waren fantastische Aussichten.«

»Aber für die meisten sind es Aussichten geblieben. Die unzähligen privaten Händler an der Straße arbeiten heute auch nur als Handlanger, herumkommandiert von den Chefs recht fragwürdiger Handelsketten, was hat sich für die geändert? Von wegen Initiative, Verantwortung, Selbstbestimmung!«

»Es ist nichts draus geworden, das stimmt. Mal abgesehen von den Neureichen und der Mafia, aber die verstricken sich ja wieder in ganz andere Abhängigkeit.«

»Und du?«

»Wir hängen am Valuta-Tropf, und da tröpfelt es ziemlich spärlich. Vom Gehalt eines Lehrers oder eines wissenschaftlichen Angestellten kannst du heutzutage in der Ukraine nicht mehr leben, wenn denn das Einkommen am Monatsende überhaupt beim Empfänger ankommt. Und das findet zur Zeit immer seltener statt. Also kümmern wir uns um Valuta und machen den Westmenschen schöne Au-

gen. Und wenn die etwas gut und wichtig finden, dann sagen wir ja und gewiß doch, damit sie irgendein Projekt finanzieren. Wenn z.B. ein Abgesandter aus Brüssel kommt und erklärt, ökologische und feministische Projekte hätten allergrößte Priorität, dann sind wir alle Ökologen und Feministen. Voilà, es geht zu wie in den alten Zeiten.«

»Sagen wir mal Opportunismus?«

»Sagen wir mal Not. Praktische Intelligenz.«

\* \* \*

»Die kleine Stadt Brody, nicht weit von hier, wurde in den letzten Jahren zu einer Art Wallfahrtsstätte, denn sie ist einem sehr großen Lesepublikum im Westen bekannt als Geburtsort von Joseph Roth. Früher lag dieser Ort in unerreichbarer Ferne, hinter dem Eisernen Vorhang, aber jetzt kann man frei reisen, also tut man es. Eigentlich gibt es nicht viel zu erleben in Brody, man könnte dort allenfalls nachempfinden, warum Joseph Roth ganz gerne weggegangen ist.

Aber wie dem auch sei, die Leute kommen, aus Österreich und aus Deutschland, und selbstverständlich hat dort jemand ein kleines Joseph-Roth-Museum eingerichtet und macht Führungen durch die Stadt. Eine ukrainische Lehrerin liest den Wallfahrern Passagen aus den Romanen von Joseph Roth vor und zeigt auf irgendein Fenster oder ein Haus oder einen Laden an der Straßenecke und sagt: »Sehen Sie bitte genau hin, dieses Fenster bzw. dieses Tor oder diesen Laden hat Joseph Roth in diesem Buch beschrieben.« Und die Wallfahrer gucken hin und nicken irgendwie innerlich aufgewühlt.

Aber das ist noch nicht alles. Denn der Name Brody steht auch für eine fürchterliche Schlacht am Ende des Krieges, in der die deutsche Oberste Heeresführung die halbe SS-Division »Galizien« verheizt hat. Diese Division bestand aus Ukrainern, die damals aus verschiedenen Gründen unbedingt gegen die

Rote Armee kämpfen wollten. Es gab Überlebende, und die haben dann später in der Emigration – »Diaspora« heißt das bei uns – einen Traditionsverband gebildet. Und logisch, heute wollen die alten Männer auch nach Brody reisen und das Schlachtfeld durchschreiten, und logisch, in Brody hat jemand ein Museum eingerichtet, direkt neben dem für Joseph Roth.

Und jetzt kannst du dir die Sache etwa so vorstellen: In der Ferne hören wir Motorengeräusch, aha, ein westlicher Bus! Sofort werden die Kinder losgeschickt: Wo kommt der Bus her? Oho, er kommt aus Wien, schnell, Leute, machen wir das Joseph Roth-Zimmer auf! Aber nein, Fehlalarm, der Bus kommt gar nicht aus Wien, er kommt aus London, die Diaspora naht! Machen wir also das Zimmer der SS-Division »Galizien« auf und das andere wieder zu. Denn alle Wallfahrer wollen korrekt bedient werden, und die Nachfrage regelt das Angebot. Kapiert?«

»Kapiert. Welcome in the club!«

## Anmerkungen

Taras Schewtschenko (1814-1861), Dichter, Maler, Begründer der modernen ukrainischen Literatursprache. Aufgewachsen als Leibeigener in der Ukraine, freigekauft nach St.Petersburg, zehn Jahre Verbannung. Ein gewaltiges, geniales Werk von einfachen Gedichten, die zu Volksliedern wurden, bis zu politischen Attacken gegen die Zarenherrschaft und großen Vers-Epen. Im Epos »Maria« z.B. verzichtet er ganz selbstverständlich sowohl auf die Unbefleckte Empfängnis als auch auf die Auferstehung – 150 Jahre vor Drewermann.

Lessja Ukrainka (1871-1913), Klassikerin der ukrainischen Moderne, Lyrik, Drama. Sie lebte in der russischen Ukraine, veröffentlichte im damals österreichischen Lemberg.

Iwan Franko (1856-1916) aus Lemberg, Schriftsteller, Wissenschaftler, Journalist, hinterließ ein geradezu enzyklopädisches Werk in verschiedenen Sprachen, u.a. auch Deutsch.

Wassyl Stus (1938-1985), der bedeutendste Lyriker aus der Generation der »60er«. Straflager in Mord-

winien (1973-77), dann Kolyba (1977-79), dann Kutschino, Nordural (1980-85). Zur Zeit wird in Lwiv sein Gesamtwerk herausgegeben. Deutsche Übersetzungen erschienen von Anna-Halja Horbatsch.

Bruno Schulz (1892-1942), einer der bedeutendsten polnischen Prosa-Autoren der 30er Jahre (»Die Zimtläden«, »Das Sanatorium zur Todesanzeige«), lebte in Drohobytch, Ostgalizien. Wurde von einem SS-Mann auf offener Straße erschossen.

Deborah Vogel (1902-1942), Philosophin, Lyrikerin (jiddisch und polnisch). Im Lemberger Janiowskyj-KZ erschossen. In seinem Briefwechsel mit Deborah Vogel hat Bruno Schulz das Material für die »Zimtläden« entwickelt.

Mykola Chwylowyj (1893-1933), Theoretiker und Novellen-Autor. Selbstmord 1933. Jurko bezieht sich im Text auf die Satire »Iwan Iwanowytsh« von 1930.

Mykola Kulisch (1892-1938), Dramatiker der »Charkiwer Avantgarde« (20er Jahre). Ermordet in einem sowjetischen Straflager am Weißen Meer. Jurko bezieht sich im Text auf Kulischs wunderbares Drama »Narodnyj Malachij« von 1928/29. Ende der 30er Jahre ins Deutsche übersetzt von Ossip und Roman Rozdolskyj. (Unveröffentlichtes Manuskript).

Nestor Machno war der Anführer einer Bewegung von Bauern in der Ukraine, die bis in die 20er Jahre gegen die Bolschewiki kämpfte und in der anarchistischen Geschichtsschreibung oft in einem Atemzug mit dem Aufstand der Kronstädter Matrosen 1921 genannt wird. Er starb im Exil.

Honilka ist ein Getränk, das in Deutschland Schnaps und in Rußland Wodka genannt wird.

aus: A.Foitzik/A.Marvakis (Hg.): Tarzan – was nun? Internationale Solidarität im Dschungel der Widersprüche (ISBN 3-922611-67-2), Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags Libertäre Assoziation

10 + 1, ein 70. Geburtstag und ein Fest im November<sup>1</sup>

## „Unser“ Volksbildungsprojekt in Nicaragua im 11. Jahr



### Ein Blick zurück

20 Jahre ist es her (19. Juli 1979), daß in Nicaragua ein Volksaufstand die Familiendiktatur des Somoza-Clans stürzte. Dorothee Casalis schreibt rückblickend in der „Jungen Kirche“: Ein ganzes Volk wurde fähig, Verantwortung zu übernehmen und fand seine Würde wieder: durch die Alfabetisierungskampagne, die seit dem Sieg der sandinistischen Revolution für jung und alt bis in die entlegensten Winkel in den Bergen durchgeführt wurde, gefolgt von der Öffnung der Schulen; durch die Einführung eines Gesundheitssystems für alle, das von einer intensiven Impfkampagne begleitet wurde; durch die Elektrifizierung großer Teile des Landes und die Verteilung von Land.“

11 Jahre ist es her, daß der BRSD begann, diesen Prozeß in Nicaragua finanziell

und politisch zu unterstützen. Gemeinsam mit CFS („ChristInnen für den Sozialismus“) wurde der „Nicaragua Arbeitskreis“ gegründet. Aufgabe des Arbeitskreises war die Zusammenarbeit mit dem Lehrer/innen-Seminar „Instituto Pedagógico José Martí“ in Matagalpa im nördlichen Bergland Nicaraguas: durch politische Öffentlichkeitsarbeit, durch die jährliche Herausgabe eines Postkartenkalenders, durch die Organisation einer

mehrwöchigen Deutschland-Rundreise zweier Lehrerinnen aus Matagalpa im Winter 1990, durch die Sammlung von Spenden. Direktorin des Seminars war Olivia Alvarez Alvarado, die sich mit der Bitte um finanziell Unterstützung nach Deutschland gewandt hatte.

Bald wurde das Projekt auch von Initiativen aus der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, von Dritte-Welt-Läden, von christlichen Gemeinden, von einem Förderkreis für Bildungsprojekte in Nicaragua und einem Verein zur Förderung lateinamerikanischer Befreiungstheologie mitgetragen.

Im Dezember 1987 schickten wir den ersten Container mit Unterrichtsmaterial nach Matagalpa, zwei Kubikmeter Papier, Stifte, Matrizen, Schreibmaschinen usw. für ca. 6000 DM. Anfang 1988 war es uns erstmals möglich, für dringend notwendige Erweiterungsbauten am „Instituto“ eine

erste Rate von einigen Tausend US-Dollar zu überweisen. Durch die solidarische Unterstützung Vieler konnte die Arbeit aufrecht erhalten werden.

### „Unser“ Bildungsprojekt heute

Seit der Wahlniederlage der regierenden Sandinistischen Befreiungsfront FSLN am 25.2.1990 haben die neuen Regierungen die Bildungsausgaben drastisch gekürzt, Tausende von LehrerInnen entlassen. Schulen, besonders auf dem Lande, wurden geschlossen. Zum 31.1.1991 wurde Profesora Olivia Alvarez Alvarado, als Direktorin des Instituto José Martí, vorzeitig in den Ruhestand versetzt.

In dem an Naturschätzen (Gold, Holz, Fisch, Kaffee, Zuckerrohr, Bananen, Tabak, Baumwolle) reichen Land herrscht heute der Neoliberalismus *as usual*. Nicaragua gilt nach Haiti als das zweitärmste Land Lateinamerikas und der Karibik. Nach einer Statistik der Vereinten Nationen (UNDP) erreichen 13% der Nicaraguaner/innen das Alter von 40 Jahren nicht, 12% sind unterernährt, 47% haben keinen Zugang zu sauberem fließendem Wasser, 35% sind (wieder) Analphabeten, 44% leben von weniger als einem US-Dollar pro Tag.

Olivia Alvarez, die am 5. April 1998 70 Jahre alt wurde, setzt ihre Bildungsarbeit unter diesen erschwerten Bedingungen fort. Seit ihrer Entlassung aus dem Schuldienst arbeitet sie für die Lehrer/innen-

ANDEN in Matagalpa und ist dort heute Beauftragte der Fortbildungsseminare für LehrerInnen von sieben umliegenden Gemeinden. Zusammen mit ihrem Team (Blanca L. Rivera und Perla R. Leiva) veranstaltet sie einmal im Monat ein Seminar im Haus der Gewerkschaft, zu dem durchschnittlich 110 Lehrer/innen aus den umliegenden Gemeinden nach Matagalpa kommen. Olivia schrieb im März 1998: „Wenn wir von 110 TeilnehmerInnen sprechen, die durchschnittlich 50 SchülerInnen betreuen, so bedeutet das, daß die Fortbildungen, die wir in unseren Seminaren anbieten, für 5500 SchülerInnen von sieben Gemeinden Matagalpas projiziert sind.“

Finanziell ermöglicht wird diese Arbeit durch Spenden aus Deutschland. Im vergangenen Jahr wurde der ehemalige „Nicaragua-Arbeitskreis“ in den VIPZ umgewandelt, den „Verein zur Förderung von Volksbildung und internationaler pädagogischer Zusammenarbeit“. Unser Redaktionsmitglied Udo Fleige arbeitet weiterhin für den BRSD im Vorstand dieses Vereins mit. Etwa 1000 DM im Monat müssen aufgebracht werden, um die Arbeit von



Teil der 120 SeminarteilnehmerInnen mit neu erworbenen Spanisch-Wörterbüchern

Olivia Alvarez und ihren Mitarbeiterinnen zu finanzieren.

### 10 + 1: Ein Fest und eine Rundreise im November 1998

Etwas verspätet wollen wir das 10-jährige Bestehen des Solidaritätsprojektes am letzten Novemberwochenende 1998 in Runkel-Schadeck (bei Limburg) feierlich begehen. Eingeladen haben wir Olivia Alvarez und ihre zwei Mitarbeiterinnen zu diesem Fest und einer 10-tägigen Rundreise durch Deutschland. Wir hoffen, daß sie kommen können!

Wenn Sie als Leserinnen und Leser von CuS das Projekt finanziell unterstützen möchten, so können Sie ihre Spende über-

weisen auf das Konto des VIPZ Nr. 3887768-601 bei der Postbank Frankfurt/Main, BLZ 5007100760 oder eine Abbuchungserlaubnis an den Kassierer des Vereins senden, an Christoph Weidinger-Vandirk, Schaumburger Str.1, 65555 Limburg. Die Spenden sind steuerlich absetzbar.

Wir hoffen, für 1999 auch wieder unseren deutsch-spanischen Postkartenkalender herausgeben zu können. Nähere Informationen dazu und zum Projekt erhalten Sie unter der gleichen Anschrift in Limburg.

1 Siehe auch CuS Hefte Nr. 1/98, 2/90, 1/91, 2/91, 1/92, 3/93, 2/94

*Mauricio Isaza-Camacho*

## Hoch die internationale Solidarität

### Zweiter Teil einer Reflexion von Theorie und Praxis internationaler Solidaritätsarbeit

Daß nur bei christlichen Gruppen deutlich ist, aus welchen Gründen internationale Solidarität geübt wird (sie sind solidarisch nur aus moralischer Empörung, beschäftigen sich im Laufe der Zeit aber auch mit internationalen wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen und ziehen Schlußfolgerungen über notwendige Änderungen in der eigenen Gesellschaft), und daß Intellektuelle und Linke es sich sehr schwer mit der inneren Begründung der solidarischen Impulse machen, weil die moralische Empörung keine wissenschaftliche Sache ist und die Formulierung einer weltanschaulichen Motivation zur Solidarität noch nicht unternommen worden ist (eine Formulierung, die jede Moral vermeiden will und wie eine physikalisch-mathematische Deduktion aussehen sollte – in dem

„Geist“ des wissenschaftlichen Sozialismus), wissen wir aus der Lektüre des heute noch lesenswerten Buches von Werner Balsen und Karl Rössel „Hoch die internationale Solidarität – zur Geschichte der Dritte-Welt-Bewegung in der Bundesrepublik“<sup>1</sup>. Es ist dies ein Buch, das so viel Information enthält, daß seine Lektüre immer wieder zum Nachdenken und Weiterdenken anregt, insbesondere, wenn man die weitere Entwicklung der internationalen Solidarität verfolgt und mitmacht.

Eine interessante Arbeit wie diese von Balsen und Rössel fordert zu Rezensionen auf, und diese lassen die Arbeit in eine Verbindung zu ähnlichen Werken treten, bei der die Texte sich ergänzen und anzweifeln. Schon mal hier in CuS (Oktober 1996) erschien eine erste Besprechung

von „Hoch die internationale Solidarität“. In demselben Heft stand ein Interview mit dem mexikanischen Kritiker des Entwicklungsbegriffs Gustavo Esteva („Das Ende aller Solidaritätsarbeit?“), samt einer Erwiderung auf den Ansatz von Esteva seitens einer Solidaritätsaktivistin aus Nicaragua, die zu solidarischen Kreisen in der BRD Beziehungen unterhält.

Als zweiter Teil der Beschäftigung mit dem umfangreichen Buch von Balsen und Rössel folgen jetzt die auf Esteva bezogenen Gedanken über den Aspekt, mit dem Balsen und Rössel sich nicht beschäftigen. Behaupten sie ja aber implizit, die internationale Solidarität der in der BRD Lebenden sei doch (bis 1986) überwiegend einseitig (gewesen), da sie nicht aus einem Bedürfnis nach einem Dialog entspringe, sondern aus dem Bedürfnis, die eigenen Probleme zu lösen, das heißt einen Ort zu finden, an dem die hierzulande nicht realisierbaren gesellschaftlichen Phantasien in Erfüllung gehen könnten.

„Erstens muß es darum gehen, auf die Bitten und Bedürfnisse und Initiativen der betroffenen Leute zu reagieren, und nicht darum, was man selbst für sinnvoll hält.“

„Und zweitens muß darauf geachtet werden, daß durch die Antworten auf solche Initiativen keine Form der Abhängigkeit in den Beziehungen entsteht“<sup>2</sup>

Das stimmt so. Wir wollen den anderen zuhören, uns nicht jemandem aufdrängen und keine neuen Abhängigkeiten schaffen. Es ist sogar so, daß wir sehr gerne weniger Machtverhältnisse im allgemeinen unter den Menschen hätten. Dies alles gilt, ist eine Grundsatzklärung und weiß nichts von den Problemen der Tat.

In den besonnenen Kreisen der Länder im Zentrum des Systems sind diese

Grundsätze als Idee und gewissermaßen als Haltung klar, zeitigen trotzdem nicht automatisch gute, die Menschheit fördernde Resultate, wenn man sich an die Arbeit der internationalen Solidarität macht. Was kann man machen, wenn die Leute, zu denen wir gut sein wollen, auch schnelle Maschinen, multi-mediale Geräte und exklusive Sachen privat besitzen möchten?<sup>3</sup>

Sollen wir den Bewohnern eines Dorfes, in dem es dringend notwendig ist, über einen Traktor zu verfügen, glauben, wenn sie sagen, sie brauchen ein Videogerät? Die Diskussion über „das Recht“ auf Unterhaltung und Zerstreuung ist in diesem Kontext irrelevant. Relevant in diesem Zusammenhang ist nur, daß wir feststellen, nach welcher Logik wir uns bewegen (wir alle, wir auf beiden Seiten der solidarischen Beziehung), das heißt, aus welchen Elementen unsere signifikanten Aussagen bestehen, und letztendlich: um welche Objekte unsere Sätze kreisen.

Und so, ohne respektlos zu den Leuten zu sein und als besserwisserisch aufzutreten zu wollen, kann man die Sache in diesem Fall so entscheiden: wir sind alle – wir und ihr – für die Maschinen; wir hier kennen sie gut (Maschinen sind unsere Sache), glaubt uns, nach drei Monaten konzentrierter Zerstreuung ist ein Video nicht mehr attraktiv, ein Traktor bleibt es aber, solange wir die Sachen, die man mit ihm machen kann, brauchen ... und ein Traktor kann so unterhaltsam sein.

Die Leute, die den Traktor empfangen, werden etwas überrascht sein, aber nicht unangenehm überrascht. Sie wissen auch, daß die Entscheidung für den Traktor eine vernünftiger ist, und werden letztendlich so zufrieden sein wie Leute, die etwas bekommen, das man unbedingt braucht. Und die Leute, die für das Dorf den Traktor anschaffen, sind nicht

Paternalisten, nur weil sie nicht das Videogerät kaufen: es ist nur, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen handeln, und das gerade in dem Bereich, in dem sie sich gut auskennen: im Bereich der industriellen Produkte für die Ausschaltung der „Sklaverei durch die Natur“.

Auf Bitten, Wünsche und Bedürfnisse der anderen zu reagieren, bedeutet nicht etwas Gutes tun; reagieren auf andere BWB<sup>4</sup> ist eine fortschrittliche Tat nur dann, wenn diese BWB einer anderen Logik als der des industrialisierten Teils der Menschheit und ihrer Peripherie entstammen<sup>5</sup>.

Eine Maschinenpistole aus Plastik zu Weihnachten ist nicht der Wunsch eines Kindes aus einem nicht industrialisierten Land, sondern der Wunsch von einem Teil der Menschheit, der in derselben materiellen Logik des warenproduzierenden Systems lebt. Der Wunsch nach Geräten für die „Unterhaltung“, die nur eine Stunde am Tag funktionieren<sup>6</sup>, wäre ein Wunsch, auf den man reagieren sollte. Ihn unbeachtet lassen, weil man sich weiterhin für den Traktor entscheidet, wäre paternalistisch<sup>7</sup> und versäumte die Gelegenheit, aus beiden Seiten des Kontakts Anregungen für die gemeinsame Sache – die Humanisierung der Menschheit – zu gewinnen. Der Traktor bliebe eine gute Sache, aber in dem Fall wäre es strategisch, dem aus einer anderen Logik stammenden Wunsch den Vorrang zu geben.<sup>8</sup>

Solche Wünsche kommen aber äußerst selten vor (was uns nur zeigt, wie sehr einige Teile der Menschheit nicht etwas anderes sind, sondern Peripherie desselben, des warenproduzierenden, Systems). Solange die Wünsche der Empfänger der internationalen Solidarität aus der Logik der materiellen Zivilisation des Kapitalismus entspringen, müssen sich die wohlwollenden Leute der Länder

im Zentrum des Systems mit der Aufgabe zufrieden geben, BeraterInnen in Sachen maschineller Produktivität zu sein<sup>9</sup>, und die beste Seite ihrer Solidarität wird darin bestehen, dazu beizutragen, daß einige grobe Fehler (wie die ökologischen) beim Gehen desselben kapitalistischen Weges vermieden werden.

Die Zweiseitigkeit des solidarischen Kontaktes wird dann nur in der Form existieren können, daß die Mitglieder eines nicht-industrialisierten Teils der Menschheit den Mitgliedern eines industrialisierten oft zu beobachten erlauben, wie prä-industrielle menschliche Natur fließt.<sup>10</sup> Für die Milderung der größten Not hier und da sind diese Beratung und diese Erlaubnis ein nicht zu unterschätzendes Mittel. Die Praxis dieser Zweiseitigkeit wäre schon eine geschichtliche Errungenschaft der Gattung: es käme der Erkenntnis gleich, daß wir alle zusammengehören und uns in der Not, in der vielfältigen, befinden: ohne sich zu schämen wegen eines Geschenkes – nicht wegen eines Traktors, nicht wegen eines spontanen Kusses.

Diese Aufgabe ist schon Aufgabe genug für einige der nächsten Generationen. Das Resultat ihrer Lösung – wir werden es nicht sehen – wird ein Umgang ohne Sätze sein wie:

„die leben wie Schweine, und denen muß man alles beibringen“, „die ist so bedürftig, vielleicht tue ich ihr den Gefallen“, „der ist langsam und reagiert nur auf Geld“, „er kennt sich nicht und hat keinen langen Atem“

Es ist noch sehr viel zu tun, weil die einen – gegen besseres Wissen – nur dieselben Maschinen haben wollen, (die von der Welt, so wie sie ist, produziert werden und die die Welt, so wie sie ist, produzieren) und die anderen noch der Meinung sind, die Leute aus nicht industrialisierten Teilen der Menschheit kön-

nen nicht tüchtig sein. („die kennen keine Innenschau, so wie sie den Angelsachsen und Germanen eigen ist“ (...))  
„Die verfolgen schon Ziele, sind aber im Grunde außer sich“<sup>11</sup>)

### Schlußfolgerung

Solange die Wünsche nicht über den Kapitalismus und ihre Errungenschaften hinausgehen, werden wir uns gegenseitig als „die Missionare der industriellen Zivilisation“ und „die Gesandten des Ursprünglichen“ ertragen und liebhaben müssen, so daß das Letzte, was uns im Kapitalismus bleibt (der ungezügelt und irrationale Wunsch nach Gemeinsamkeit) überlebt.

Sobald man über das Überleben hinausgehen will, müssen wir gegenseitig die BWB der anderen aufnehmen, für deren Realisation eine andere Logik notwendig ist.<sup>12</sup> (Vielleicht werden auch so die Leute in den Ländern der Peripherie des Systems sich die Idee abgewöhnen, „die Menschheit sollte sein, so wie wir sind“).

### Anmerkungen

1 1. Auflage Kölner Volksblatt-Verlag; 1986. ISBN -923243-21-9. 616 Seiten

2 Aus einem Interview mit Gustavo Esteva. CuS, Oktober 1996. S.8

3 Immer schnellere Maschinen für die schnellere Befreiung der „Sklaverei durch die Natur“ (ach, dies ewige Essen-müssen) audio-optische Medien mit beliebig aufrufbaren Sektoren des Gedächtnisses oder der vermeintlichen Gegenwart oder der vorfabrizierten Vorstellung („heute vor fünfzig Jahren“, „Paris morgen Nacht“, virtuelle Pornos) ein exklusives Haus ist nicht nur ein Haus, das ich habe, sondern eins, das jemanden um eine Möglichkeit bringt: nur für mein in der Folge einzigartiges Haus reichen der Stein, der Strand, die Wiese, das

Holz aus (die exklusive Jacke, der exklusive Geschmack, sei originell).

4 Bitten, Wünsche, Bedürfnisse

5 Wir wissen, wie sehr die Bourgeoisien auf die BWB der anderen Bourgeoisien reagieren, z.B. die US-amerikanische auf die chilenische im Falle Allende.

6 Eine technisch so leichte Aufgabe wie die Produktion der meisten Geräte, die auf dem Markt sind: Geräte, von denen die Ingenieure wissen, wann sie kaputt gehen werden

7 Als besserwisserisch unterdrückend

8 So weit ich weiß, ein Wunsch dieser Art wurde in Mitteleuropa zuletzt öffentlich geäußert, als André Gorz in den siebziger Jahren die Befragung für das letzte Kapitel von „Ökologie und Freiheit“ durchführte: französische BürgerInnen erklärten sich damit einverstanden, an Wochenenden sollte es keine Fernsehsendungen geben.

9 Und „in Kauf“ nehmen, daß sie oft in der Peripherie von den peripherischen Intellektuellen mißverstanden und als Paternalisten behandelt werden: eine leider unumgängliche Folge von zwei Fakten: hier geboren worden sein und hier bleiben wollen.

10 Das spontane Nicht-planen, das sein Weiterleben den nicht stattgefundenen Industrialisierungsprozessen verdankt; die Inexistenz des Cash-Nexus.

11 Wie Hegel es formuliert, wenn er auf die nicht-(west)europäischen (!) Völker zu sprechen kommt (Philosophie der Geschichte, Bd. XVII).

12 Und das erfordert Selbst-Beobachtung, da man aus sich selbst die Reaktionsweise überwinden muß: „Wie können die denn das verlangen, das hatte ich nie gehört“, „macht man nicht so bei uns“.

## Hoffnung auf Umstellungen

Gedanken zur Bundestagswahl und zum Kanzlerkandidaten der SPD

„Die rote Fahne Ferdinand Lassalles zierte das Motto: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Nach Godesberg hieß es moderner und bescheidener: Freiheit, Gleichheit, Solidarität. Sollen die Sozialdemokraten jetzt auf die Losung ‚Freiheit, Leistung, Selbstverantwortung‘ eingeschworen werden?“

Die Zeit, 19.9.97

Der Marburger Politikwissenschaftler Georg Fülberth hat vor kurzem eine gute Definition dessen versucht, was links ist. Er schrieb, linkes Handeln zielt grundsätzlich darauf, die freie Entwicklung eines jeden als Voraussetzung für die freie Entwicklung aller soweit durchzusetzen, wie es unter kapitalistischen Bedingungen erreichbar sei. Die Art in der dies geschehe, richte sich nach den Umständen. Entweder Öffnung einer aktuellen Perspektive auf Umwälzung der Eigentumsverhältnisse, oder Herstellung eines Höchstmaßes demokratischer Steuerung des weiterbestehenden Privateigentums (häufig in Kombination mit schon bestehendem öffentlichem Eigentum), oder Kampf gegen die Entfesselung des Privateigentums, die gegenwärtig erfolgt und als Neoliberalismus bekannt ist (übrigens mit dem Argument, sie ermögliche die freie Entwicklung einer jeden als Voraussetzung für die freie Entwicklung aller). Heute, so Fülberth, ist die dritte Variante die dringlichste. Sie ist von der zweiten nicht völlig zu trennen und schließt die erste nicht für alle Zeit aus.

Angesichts der anstehenden Bundestagswahlen in diesem Jahr steht fest: für einen großen linken Politikentwurf, der an der kapitalistischen Verfaßtheit unserer Gesellschaft rütteln würde, gibt es zur Zeit keine ernsthaften Konzepte und Politikangebote. Vielmehr geht es, wenn überhaupt, um den Widerstand gegen die Entfesselung des Privateigentums und der Marktkräfte, also um den Versuch, den neoliberalen Durchmarsch aufzuhalten. Auf der linken Tagesordnung steht also zur Zeit nicht das Wagnis von mehr Demokratie, vielmehr die Unterbindung des Abbaus von Demokratie. Das ist bescheiden und weniger als sozialdemokratische Reformpolitik der 70er Jahre. Aber das scheint realistisch zu sein.

Was uns bei der nächsten Bundestagswahl mit Gerhard Schröder als Kanzlerkandidaten der SPD diesbezüglich angeboten wird, sollte nun ganz nüchtern unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden: liegt sein Politikziel in dieser Richtung? Ist sein Politikangebot, bei aller Bescheidenheit, in diesem Sinne links? Die Antwort ist, bezogen auf die Person Gerhard Schröders, sehr leicht. Nein! Allein: was folgt daraus?

Schröder macht es den Linken leicht in der Kritik an ihm, denn er redet Klartext. Seine Popularität entstand dadurch, daß er glaubhaft versichern konnte, die gemäßigt neoliberale Politikrichtung der Kohl-Regierung besser als diese selbst umsetzen zu können. Niemand wird bestreiten können, daß fast alles von dem, was er an eigenen wirtschafts- und sozialpolitischen Konzepten in den letzten

drei Jahren veröffentlicht hat, noch vor 15 Jahren auf dem wirtschaftsliberalen Flügel der CDU zu verorten gewesen wäre. Nach Klassenkampf, als programmatischem Selbstverständnis der SPD bis 1959, nach Sozialpartnerschaft von Arbeit und Kapital als Selbstverständnisgrundlage bis in die Gegenwart kommt nun Schröder und löst den Gegensatz von Arbeit und Kapital ganz auf: die freie Entfaltung des Kapitals ist automatisch gut für die Lohnabhängigen, da gibt es gar keine Gegensätze mehr, die zu einer Partnerschaft geführt werden müssen. Ihm geht es um Reformfähigkeit und Innovationsbereitschaft und er meint damit das, was die Rechte meint: die Anpassung der Gesellschaft an die aktuellen Standortinteressen der Wirtschaft. Reform und Innovation zielen darauf, die gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Privatwirtschaft zu sichern. Man nennt es Modernisierung im Angesicht der Globalisierung und es ist die Zurichtung aller Teilbereiche der Gesellschaft auf die Bedarfe und Ansprüche des Kapitals.

Diese neoliberale Politik kann man natürlich wollen, ohne sich deswegen verstecken zu müssen. Das tun schließlich Millionen von FDP und CDU Wählerinnen und Funktionären. Außerdem ist ohne linken Gegendruck die Bewegung der bürgerliche Gesellschaft immer eine pure Anpassungsbewegung an die sich permanent wandelnden Verwertungsbedingungen des Kapitals. Und doch wundert es noch etwas, wenn ein Sozialdemokrat mit diesem Programm Kanzler werden will. Denn dieses Programm beinhaltet die Flexibilisierung der Wirtschaftslebens und damit höhere Leistungs- und Flexibilitätsanforderungen an die Lohnabhängigen. Es bewirkt den Abbau sozialer Leistungen und Umwälzung gewachsener Sozialstrukturen auf

breiter Fläche sowie Zerstörung von Arbeitsplätzen, die durch ungesicherte Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor kompensiert werden sollen (was aber nicht ausreichend gelingt). Diese Veränderung geht daher mit sozialen Problemen einher, die polizeilich und juristisch abgedeckt werden müssen. Deswegen ist zur Zeit neben dem Wirtschafts- und dem Sozialministerium auch das Innen- und Justizministerium permanent dabei, das Auseinanderbrechen der Gesellschaft, die soziale Ausgrenzung immer größerer Bevölkerungsgruppen durch neue Gesetze polizeilich und strafrechtlich aufzufangen. Wer den Sozialstaat abbaut, muß den Polizeistaat aufbauen.

Schröder will nun diese Anpassung organisieren, um Deutschland im Standortwettkampf Hammer sein zu lassen, statt Amboß, wie er immer wieder betont. Entsprechend hat er beides zum Thema: die Reformierung des Wirtschaftsstandortes Deutschland und die innere Sicherheit. Schröder war, solange er noch nicht als Kanzlerkandidat der SPD sprach, gegen die volle Lohnfortzahlung im Krankheitsfall, die Ökosteuer und politische Schwerpunktsetzung in Richtung internationaler Sozialabkommen. Er redete Deregulierung und Flexibilisierung das Wort, mochte kaum eine der Kürzungsmaßnahmen im Sozialbereich kritisieren, setzt sich für den Eurofighter ein und verlangte ein härteres Vorgehen gegen kriminelle Ausländer. Der Münchner Professor Wolffsohn meinte dazu anerkennend, die Schröder-SPD sei „die beste CSU, die es je gab.“ Leicht vorstellbar, was von Schröder zu erwarten ist hinsichtlich politischer Forderungen, gegen den Waffenexport regulierend vorzugehen und sich auf internationaler Ebene für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung einzusetzen, die auch Kuba, Peru und Zaire Gerechtigkeit wi-

derfahren ließe. Seien wir realistisch: er wird nicht einmal mehr verstehen, wovon gesprochen wird! (Man gleiche einmal ab, für welches der von KAIROS-Europa definierten politischen Ziele er auch nur im entferntesten steht.)

Daher ist ein Urteil über Schröder aus einer bescheiden linken Position zunächst sehr leicht: er verspricht eine Politik, die verständlich und naheliegend ist, aber eben nicht links! Er ist aus dieser Sicht der natürliche politische Gegner jener, die in aller Bescheidenheit nach einem Regierungswechsel einen Politikwechsel erwarten.

Einerseits.

Andererseits:

die übergroße Mehrheit in diesem Land steht rechts von Lafontaine und allem, was sich links von ihm befindet: Es wird keinen linken Bundeskanzler in der Bundesrepublik auf absehbare Zeit geben, solange die Bevölkerung darüber abstimmen darf, denn dieses Land ist nicht links und will keine linke Politik. Und nur weil Schröder kein Linker ist und für linke Politik nicht zur Verfügung steht, hat er Chancen, die Wahlen zu gewinnen. Wer den Bürgerlichen das Kanzleramt streitig machen will, muß garantieren, keine linken Experimente zu machen. Nur dann kann es zu dem Bündnis von links bis in die politische Mitte hinein kommen, das allein eine Mehrheit jenseits von CDU/CSU/FDP ermöglicht. So sieht es aus. Daher stellt sich die Frage, ob ein Machtwechsel ohne einen Bundeskanzler, der einen grundlegenden Politikwechsel anstrebt, trotzdem für Linke unterstützenswert ist.

Fest steht zunächst wohl mal: Schröder schadet nicht mehr als Kohl. Oder anders herum: es befördert keinerlei linke Politikziele, die CDU in Kauf zu nehmen statt eines Kanzlers Schröder. Vielmehr ist er für Linke in jedem Falle der ange-

nehmere politische Gegner im Kanzleramt. Sodann sollte beim Nachdenken über die Bonner Politik ab September '98 der Fehler vermieden werden, die Worte und Ausstrahlung eines Kanzlerkandidaten mit seiner zukünftigen Politik gleichzusetzen, so wie es die nordamerikanische Wahlkampftechnik vorgaukelt: die Reduzierung von Politikangeboten auf einen Mann und seine Vision und vermeintliche Kraft. Nein, Politik entsteht viel komplexer, auch hinter dem Rücken des Hauptakteurs und Schröder ist als Kanzler weniger denn als Kandidat. Er weiß selbst noch nicht, was er im Januar 1999 für politische Entscheidungen treffen würde. Kohl beweist es ständig: er konnte nie so weit nach rechts, wie das Kapital ihn immer gern gehabt hätte. So ist auch vom Kanzler Schröder mehr zu erwarten, als dieser programmatisch erkennen läßt. Da sind Verbände, Interessengruppen, Gewerkschaften, Thinktanks, die eine traditionelle Nähe oder Ferne zur SPD und zu den Grünen haben und entsprechend Einfluß nehmen. Natürlich würde bei einer rotgrünen Regierung der Einfluß von DGB, Sozial- und Umweltverbände auf die Politik zunehmen und der Rechtfertigungsdruck ihnen gegenüber steigen, im Gegensatz zum direkten Einfluß des Großkapitals. Daher sind in jedem Fall aus einem Kabinett Schröder in bestimmten Politikbereichen fortschrittliche Akzente zu erwarten, auch wenn Schröder selbst diese nicht in erster Linie transportiert und vertritt. (Und abgesehen davon: welche Erholung und Freude, nicht mehr von Frau Nolte und Herrn Kanther drangsaliert zu werden, Merkel, Weigel und Rühle im politischen Abseits zu wissen.)

Zudem kommt auch ein Kanzler Schröder nicht ohne die Unterstützung seiner Partei auf Dauer aus. Diese Partei trägt zwar viel mit, aber auf ihre Emp-

findlichkeiten wird er achten müssen. Außerdem sind da ja noch die Grünen, die ihm Druck machen könnten, wenn er mit ihnen zu regieren gezwungen wird. Zwar demonstriert diese Partei täglich, wie wenig man von der Einheitsmeinung der Mitte abweichen darf, wenn man mitregieren will. Jedoch: die Grünen lernen als Partei nicht so schnell wie manche Funktionäre sich wenden ließen, so daß Konflikte zu erwarten sind, wenn sie sich als Ministerin und Minister von Kinkel, Merkel oder Rüttgers doch nur noch durch Kleidung, Haarschnitt, Geschlecht und Hobbys unterscheiden. Diese Partei droht auseinanderzubrechen, wenn die grünen MinisterInnen jegliche eigene Kontur aufgeben. Das ist den Regierungswilligen eine Drohung und gibt Hoffnung. Auch eine PDS im Bundestag würde Schröders Regierungskurs unter Rechtfertigungsdruck von links setzen können und damit Positives bewirken. Gregor Gysi kündigte bereits an, er werde sämtliche gemeinsame Anträge von SPD und Grünen der gegenwärtigen Legislaturperiode, die abgelehnt wurden und mit denen er halbwegs übereinstimmt, als PDS-Antrag in den nächsten Bundestag einbringen. Gespannt sei er auf die Erklärung der dann Regierenden zu ihren eigenen Anträgen von gestern. Darauf kann man sich freuen.

Wie gesagt: bei dieser Wahl stehen keine großen Politikentwürfe zur Wahl und für einen Kanzler Schröder spricht wenig von dem, was dieser an politischen Vorhaben ankündigt. Wenn wir aber als Linke unsere Politik nicht von Schröder erwarten, stattdessen einiges von jenen, die ihn rot und grün umstellen und gelegentlich stellen können, dann kann man beginnen, sich auf seinen Wahlsieg auch ein bißchen ungenierter zu freuen. Unsere Politik, so bekundet er immer wieder, will er nicht machen, we-

der wirtschafts- noch sozial- noch innen- noch außenpolitisch. Vielleicht wird er aber gezwungen, gedrängelt und gelockt, mehr von ihr umzusetzen, als er jetzt beabsichtigt und als dies die derzeitige Regierung tut.



## die uns interessieren

Dörte Münch

### Das Ringen um Eigenständigkeit und Menschlichkeit

Frauengeschichten aus Theologie und Religionswissenschaft in diesem Jahrhundert  
Eine Rezension zu „Ich bin, was ich bin“ von Esther Röhr

Beschäftigen wir uns mit theologischen oder religionswissenschaftlichen Problemen, halten wir Ausschau nach den großen Persönlichkeiten in der jüdischen wie auch der christlichen Religion, so treffen wir doch in der Regel nur auf viele berühmte Männer.

Dabei waren Frauen in der Religion und im religiösen Leben immer präsent. Zu allen Zeiten gab es besondere Trägerinnen von Spiritualität und sozialem Engagement qua ihrer Aufgaben, die sie im Zusammenleben von Menschen übernahmen.

Da aber Geschichte von Herrschern geschrieben und Politik angeblich in den Clubs und Kneipen der Männer gemacht wurde, waren für uns wichtige Geschichten, Geschichten von Frauen, nicht greifbar.

Im Zuge der neuen Frauenbewegung haben sich allerdings in den letzten zwanzig Jahren Frauen auf den Weg gemacht, Frauengeschichten neu zu entdecken. Sie fanden Frauen, die oft in „zweiter Reihe“, neben berühmt gewordenen Männern lebten, diese unterstützten und eigene Arbeiten zugunsten der des Mannes zurückstellten, oft ausgenutzt wurden und nicht selten dem Wahnsinn verfielen – begabte, an den Rand gedrängte Frauen. Aber zum Glück

ist die Forschung nicht an diesem Punkt stehengeblieben: heute wissen wir, daß viele Frauen sich eben nicht selbst aufgaben, sondern daß sie ihre ganz eigenen Lebenskonzeptionen, Forderungen, Arbeitsansätze und Ideale vertraten, so gut, wie es in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation möglich war. Sie waren auch nicht immer nur auf die Aufgaben festgelegt, die ihnen vom Geschlecht her zugeschrieben wurden!

So hat sich langsam unser immer noch durch patriarchale Strukturen beeinflusste Blick auf das „Opfer Frau“ (was Frauen in unserer patriarchalen Gesellschaft natürlich einerseits nach wie vor sind) ändern können hin zu einer neugierigen Suche nach den Frauen, die wie die Männer Neues in die Welt trugen auf genauso unterschiedliche Weise: es gibt nicht den fraulichen Ansatz Geschichte zu machen, nur im Geschlechtervergleich teilen sie das gleiche Schicksal. Darüber hinaus können wir auf unterschiedlichste Weise begabte und engagierte Persönlichkeiten vorfinden!

In diesem Zusammenhang ist im letzten Herbst das Buch „Ich bin was ich bin. Frauen neben großen Theologen und Religionsphilosophen des 20. Jahrhunderts“ erschienen.

Esther Röhr stellt in diesem Buch die Weggefährtinnen großer Männer in den Mittelpunkt, deren Namen aus der Theologie und Religionsphilosophie nicht wegzudenken sind. Aber jene Frauen scheinen, ob sie nun als „Geliebteste“, „Gegenüber“ oder „treuester Kamerad“ betitelt werden, für sich selbst zu sprechen.

Natürlich wird das, was sie verbindet, nämlich das Begleiterinnendasein und die entsprechenden Folgen, nicht ignoriert: wir treffen auf Frauen, die, zugunsten der Verbindung oder der Zusammenar-

beit mit den jeweiligen Männern, ihre eigenen Studien aufgaben oder sich den Wunsch nach einem geregelten Familienleben versagten.

Aber das ist nicht das, was dieses Buch letztlich so spannend macht: in erster Linie wird unser Blick nämlich auf die einzelnen Frauen gelenkt. Wir entdecken Menschen, die sich auf ihre ganz eigene Weise in ihrem Leben behauptet haben. Wir stoßen auf Politikerinnen, Künstlerinnen, Träumerinnen und Philosophinnen, die oft sehr außergewöhnliche Perspektiven auf ihr Leben, ihre Ehen und ihre Freundschaften gehabt haben.

Drei von ihnen will ich exemplarisch schon einmal herausgreifen: Greti Tillich (1888-1968), Paul Tillichs erste Frau, legte beispielsweise vor allen Dingen wert auf ihre Glaubwürdigkeit. Sie war eine kritische (Nach)Denkerin, die sich in keine Schublade stecken lassen wollte. Ihre Liebesbeziehung zu Tillichs damaligem besten Freund lebte sie offen aus, mit Tillich selbst blieb sie ihr ganzes Leben freundschaftlich verbunden. Wir können ihr bis in den alten von Efeu berankten Eisenbahnwaggon, in den sie sich in späteren Jahren, während der wärmeren Jahreszeiten zum Selbststudium zurückzog, folgen. Hannah Tillich (1896-1988), Paul Tillichs spätere Lebensbegleiterin setzte sich stets mit der Arbeit ihres Mannes auseinander und folgte ihm überall hin, hatte sich aber selbst schon nach ihrer Konfirmati-



on vom Christentum distanziert. Sie war Malerin und Schriftstellerin und besaß eine märchenhafte Vorstellungskraft, wie ihre Texte und Bilder beweisen.

Clara Ragaz-Nadig (1874-1957) teilte mit ihrem Mann Leonhard Ragaz die Glaubensüberzeugungen und politischen Ansichten. Das Ehepaar Ragaz konnte auf lange Jahre gemeinsame Arbeit zurückblicken. Clara war es allerdings, die sich schon seit ihrer Jugend zum absoluten Pazifismus bekannte und auch Leonhard von der Unbedingtheit des Friedens überzeugte. Sie war es, die sich schon im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in der „Sozialen Käuferliga“ für gerechtere Verhältnisse und kritisches Konsumverhalten einsetzte.

Clara war außerdem eine wichtige Trägerin der ersten Frauenbewegung, sie setzte sich nachdrücklich für die politische Gleichberechtigung der Frauen ein. Ebenso war sie überzeugt, daß gerade die Arbeit für den Frieden frauenpolitisches Engagement erfordert und war über dreißig Jahre Präsidentin der schweizerischen Sektion der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“. Ihr ganzes Leben blieb sie also politisch aktiv, veröffentlichte und hielt Vorträge und Seminare ab. Clara Ragaz-Nadig verstand ihr Engagement gegen Unrecht und Gewalt immer als gelebte Nachfolge Christi.

Besonders die ersten drei Jahrzehnte dieses Jahrhunderts rücken der Leserin und dem Leser noch einmal näher. Die beschriebenen Frauen stehen in ihrer Zeit in ihrem Kampf um Frieden und Demokratie (Clara Ragaz-Nadig), Individualität (Greti Tillich) oder als Bohémienne in der Kulturmetropole Berlin (Hannah Tillich).

Esther Röhr und die anderen Autorinnen, die aus sehr unterschiedlichen Zusammenhängen kommen, zeichnen für uns facettenreiche Bilder von aktiven und

eigenständigen Frauen. Nach wie vor dreht sich natürlich auch in diesem Buch einiges um die „großen Männer“, über die ja auch die Auswahl jener Frauen definiert ist. Immer wieder sollten wir deshalb selber fragen, warum uns biographische Details aus diesen Freundschaften und Ehen interessieren sollten, oder warum vielleicht auch nicht. Was bedeuten diese Lebensgeschichten für unsere Beziehungen untereinander? Zunächst einmal machen die Texte aber Lust darauf, diese Frauen durch ihre Lebensgeschichten ein Stück weit zu begleiten.

„Ich bin was ich bin. Frauen neben großen Theologen und Religionsphilosophen des 20. Jahrhunderts.“ Hrsg. v. Esther Röhr. Gütersloh, Herbst 1997 (ISBN 3-579-02212-1)



ISBN 3-9806256-0-5 • ca. 350 Seiten  
brosch. • DM 29,80

ziologie.

Es werden u.a. behandelt der Bundesrat, die EG, Demokratisierung, die Volkspartei, die DKP, NGO's, Korruption in China, die Familie in der Nachkriegszeit, die politische Kultur, der Berufungsgedanke und der Idealtypus bei Max Weber und der Vergleich von Emile Durkheim und Max Weber.

Das Buch ist interessant für Abiturienten und solche Personen, die am Überlegen sind, ob sie ein solches Studium der Politischen Wissenschaft und der Soziologie aufnehmen sollen. Sie können sich einen Überblick verschaffen über die Themen, die in diesem Studium behandelt werden können.

Thomas Biedermann, geb. 1961, Stud. rer. pol., Autodidakt, Layouter, Verleger und Autor, studierte Politische Wissenschaft, Soziologie und Volkswirtschaftslehre in Heidelberg, Politische Wissenschaft und Soziologie in Hamburg. Examen im WS 1998/99.

**Verlag Thomas Biedermann • Straßburger Str. 1 • 22049 Hamburg**

## Wir über uns: Informationen für neue Leserinnen und Leser

Der Bund der religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands (BRSD) besteht seit 1919. Die in der Weimarer Republik zahlenmäßig wie qualitativ bedeutende religiös-sozialistische Organisation wurde 1933 verboten, viele ihrer Mitglieder starben durch den Faschismus. Nach 1945 entstand der BRSD neu, wurde aber im kalten Krieg zwischen den Machtblöcken zerrieben. In den 70er Jahren war nur ein kleiner Rest übriggeblieben, der zusammen mit Christinnen und Christen aus der Studentenbewegung den Bund neu aufbaute.

Heute sind wir eine kleine, aber lebendige Gruppierung, die ihre Aufgabe darin sieht, in Kirche und Gesellschaft die Interessen der Unterprivilegierten bei uns und in der Welt zur Sprache zu bringen, die Ursachen von Armut, Verelendung und ökologischer Krise zu benennen und für die Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft zu arbeiten. Unser Ziel ist eine solidarische Gesellschaftsordnung, in der die Menschen im Mittelpunkt stehen. Richtschnur dieser Praxis ist für uns das Evangelium und das verheißene Reich Gottes. Die Bibel spricht von dem Gott, der aus Unterdrückung und Ausbeutung befreit, der Unrecht anprangert und Gerechtigkeit will, der „die Mächtigen vom Thron stößt und die Erniedrigten aufrichtet“. Jesus von Nazareth hat das „Reich Gottes“ für diese Erde verkündet.

Wir sind keine Partei und keine Sekte, auch keine neue Kirche oder Therapiegruppe. Wir gehen auch nicht davon aus, daß wir im Besitz der alleinigen Wahrheit sind. Wir sind ein Zusammenschluß von Menschen verschiedener Berufe, TheologInnen, Intellektuelle aller Sparten und auch Angestellte, ArbeiterInnen, StudentInnen usw. Wer Karriere machen will, ist bei uns falsch. Auch bezahlt wird bei uns niemand.

Wer mit uns der Meinung ist

- daß das Ende des „realen Sozialismus“ nicht das Ende der Geschichte ist
- daß Gottes Reich auch eine Verheißung für diese Erde ist („Wir harren eines neuen Himmels und einer neuen Erde“)
- daß die beste (aber nicht einzige!) Form der Solidarität mit den Armen dieser Welt der Kampf um Veränderungen in den kapitalistischen Zentren ist
- daß ChristInnen zu dieser Befreiung mehr beizutragen haben, als ein mehr oder weniger frommes Gemüt
- daß es nicht genügt, Basisgemeinden in Brasilien schicken zu finden, aber sich in der BRD vor einer Organisierung zu hüten

wer mit anderen zusammen Antworten suchen und zusammenarbeiten will, die/den laden wir ein, sich mit uns zusammen auf den Weg zu machen. Jedes Abo und jede Mitgliedschaft/Mitarbeit stärkt uns und unsere Arbeit.

## Autorinnen und Autoren

**Frank Deppe** ist Professor für Politikwissenschaft in Marburg und Mitherausgeber der Zeitschriften „Sozialismus“ und „Z – Zeitschrift für marxistische Erneuerung“.

**Maik Eisfeld** lebt in Schlotheim in Thüringen und ist Redakteur von CuS.

**Udo Fleige** ist Lehrer für Biologie und Evangelische Religionslehre und Redakteur von CuS. Er lebt in Tübingen.

**Mauricio Isaza-Camacho** wurde in Bogotá (Kolumbien) geboren und studierte an der dortigen Hochschule für Politikwissenschaft und öffentliche Verwaltung. Seit 1986 lebt er in Hamburg, wo er in der Lateinamerikasolidarität aktiv ist.

**Walter Moßmann** arbeitet als Künstler zu Themen wie Französische Revolution, Horilka, Nationalismus und Antisemitismus. Lange in der Freiburger Lateinamerikasolidarität aktiv, lebt er seit einigen Jahren zeitweise in Lemberg (Ukraine).

**Dörte Münch** studiert in Aachen Literaturwissenschaften und Evangelische Theologie und ist in verschiedenen hochschul- und frauenpolitischen Initiativen tätig. Sie ist Redakteurin von CuS.

**Matthias Nauerth** ist Sozialpädagoge und Soziologe. Er lebt in Ellerbek bei Hamburg und ist Vorstandsmitglied des BRSD.

**Ulrich Peter** ist Berufsschultheologe und aktiver Gewerkschafter in Berlin.

**Arnold Pfeiffer** ist evangelischer Gemeindepfarrer in Idar-Oberstein und Forscher auf dem Gebiet der Kirchen- und Theologiegeschichte.

**Wolfgang Ruge** ist Historiker und war langjähriger Mitarbeiter am Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften in Berlin (DDR).

**Mitarbeit:** CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen.

**Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte.** Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für LeserInnenbriefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

**Technik:** Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmefällen Zeit für das Übertragen von Manuskripten auf Diskette. Wir bitten, uns Texte folgendermaßen zuzusenden:

- ohne besondere Gestaltung in einem der PC-üblichen Textformate (RTF, TXT oder DOC) auf einer PC-formatierten 3½-Zoll-Diskette oder per e-Mail an Darius@gmx.de
- Sollte kein PC zur Verfügung stehen, erbitten wir eine saubere Schreibmaschinenfassung auf weißem Papier, damit wir den Text einscannen können. Für uns würde dies eine erhebliche Arbeitserleichterung bedeuten!

**Sprache:** Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt!

**Endredaktion:** Über einen Abdruck entscheiden die MitarbeiterInnen der Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

**Abonnement  
und Retour:** BRSD  
c/o Martina  
Ludwig,  
Hohensteiner Str. 12  
09117 Chemnitz

Streifbandzeitung  
Gebühr bezahlt  
F 20988 F

**Helmut Gollwitzer**

## **Warum bin ich als Christ Sozialist? – Thesen – (Auszüge)**

### **Warum wird ein Mensch Sozialist?**

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionärer Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundsphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundsphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, daß gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille.